



M. Krämler

WEGWEISUNG UND AUSSPRACHE

90 JAHRE PFARRFRAUENBUND
1916 - 2006
PFARRFRAUEN IN DER DDR



Inhalt

Vorwort	Rosemarie Hartmann	1
Erfahrungen als Pfarrfrau in der DDR	Gisela Ahrens	2
Streiflichter	Vera Bollmann	3
Bewahrung	Inge Breithaupt	5
Ein Auszug aus vielfältigen Berichten	Erika Döhler	6
Einige »Impressionen« als Pfarrfrau in der DDR	Veronika Domke	8
Pfarrfrau in der DDR – Ein Rückblick	Hildegard Eydam	10
Die Einheit – ein großes Geschenk	Annemarie Haars	19
Mein Leben als Pfarrfrau in der DDR	Rosemarie Hartmann	21
Dankbarer Rückblick auf den Pfarrfrauenbund	Eva Lange	23
Rückschau auf das Leben als Pfarrfrau	Rita Molineus	25
Seid fröhlich in Hoffnung – Mein Leben als Pfarrfrau in der DDR	Barbara Milus	26
Eine Fülle von Erinnerungen	Christa Rohr	29
»In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet«	Liesbeth Sternberg	30
Dank für den Pfarrfrauenbund	Irmgard Weber	35
Jugend- und Familienarbeit	Ursula Hoffmann	36
Benachteiligung	Renate Zuther	37
Zwei Besonderheiten – Erlebnisse als Pfarrfrau in der DDR	Ilse Zweigler	38
Berichte von Töchtern über das Leben ihrer Mutter:	Marie-Luise Beyse	39
	Margarete von Holst	40
	Johanna Klemm	43
	Theodora Meinel	45
Bericht einer Pfarrerstochter über ihren Berufsweg	Christiane R. geb. Döhler	47
Schlimme Jahre – eine Pfarrfrau erzählt	Margarete Wegener geb. Reuter	49
Anmerkungen	Elfriede Wruk	63

Warum erscheint fast 20 Jahre nach der Wiedervereinigung Deutschlands dieses Sonderheft mit Berichten vom Erleben von Pfarrfrauen in der DDR-Zeit? Ist inzwischen nicht alles über das Leben von Christen in der DDR berichtet und bekannt gemacht worden?

Als 2006 das Jubiläum »90 Jahre Pfarrfrauenbund« gefeiert wurde, kam die Geschichte Deutschlands zur Sprache, auf deren Hintergrund sich der Pfarrfrauenbund entwickelte und seine Ausprägung bekam. Doch wir stellten fest, dass fast nur über »westdeutsche« Geschichte gesprochen wurde und dass unsere Situation in der DDR nicht so bewusst wahrgenommen wurde. Das Ergebnis einer sehr emotionalen Diskussion zwischen »West-« und »Ost-«-Pfarrfrauen war: Wir möchten mehr voneinander wissen.

Es gibt einen weiteren Grund für die Berichte im Sonderheft: Ältere Pfarrfrauen aus der Bundesrepublik Deutschland, die zu den Pfarrfrauen des Pfarrfrauenbundes in der damaligen DDR die Verbindung treu pflegten und dafür manche Strapaze und Unannehmlichkeit auf sich nahmen, werden immer weniger. Sie wissen gut Bescheid, wie es in den Pfarrfamilien und Gemeinden ging. Aber jüngere Pfarrfrauen haben kaum Erfahrungen mit der DDR-Geschichte.

So entstand dieser Wunsch nach Berichten aus den schwierigen 40 Jahren DDR. Wie haben Pfarrfamilien diese Jahre erlebt?

Die LeserInnen dieser Erlebnisberichte werden feststellen, dass die Berichte sehr unterschiedlich sind. Das hängt von verschiedenen Faktoren ab. Es kommt darauf an, zu welcher Zeit, an welchem Ort oder in welchem Gebiet die Berichtenden ihre Erfahrungen gemacht haben. Die Taktik im Umgang mit Pfarrfamilien änderte sich im Lauf der Jahre. Wurden erst die Pfarrerskinder z.B. in der Schule benachteiligt, bekamen keinen Platz auf der höheren Schule (EOS), dadurch auch keine Möglichkeit zu studieren, so gab man später den Pfarrerskin-

dern hier und da mehr Freiheiten, benachteiligte aber nun die Kinder von bekennenden Christen. So versuchte man Misstrauen und Uneinigkeit zu säen. Es kam aber auch immer auf das Verhalten der verantwortlichen Personen an und auf die örtlichen Gegebenheiten. Gab es z.B. in einem Jahre in einer kleineren Schule zu wenig Bewerber für die EOS (Erweiterte Oberschule), dann konnte ein Pfarrerskind ohne weiteres einen Platz erhalten. Wenn auch die große Linie vorgegeben war: Abschaffung des Christentums, so gab es doch keine einheitliche Vorgehensweise innerhalb der DDR.

Bewegende Beispiele aus ihrer Schulzeit berichtet die Pfarrerstochter Caritas Führer geb. Böttrich in ihrem Buch »Die Montagsangst«. Sie ermöglicht auf Grund ihrer Schilderungen Einblicke in ihr Leben als Schulmädchen, das sich in der Spannung zwischen dem DDR-Sozialismus und dem Anspruch eines evang. Bekenntnispfarrhauses befand.

Als Schulkind ohne Pionierhalstuch, FDJ-Ausweis und ohne Bereitschaft zur Teilnahme an der Jugendweihe versucht Caritas gegen den Strom zu schwimmen, den die atheistische Bildungsmaschinerie erzeugte. Das war verbunden mit vielen Ängsten. So kann das Buch durchaus repräsentativ gelten und wird hiermit den LeserInnen empfohlen.

Bei den Berichten der Pfarrfrauen ist mit zu bedenken, dass sich auch die wirtschaftliche Lage der Pfarrfamilien von der in der BRD wesentlich unterschied.

So zeigen diese vorliegenden Berichte einen Ausschnitt aus dem Erleben von Christen in der DDR, der jederzeit noch ergänzt werden könnte und nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

Rosemarie Hartmann, See, Februar 2008

Erfahrungen als Pfarrfrau in der DDR – Gisela Ahrens

Mit der Schulzeit unserer Kinder kamen besondere Probleme auf uns zu: die Mitgliedschaft bei den »Jungen Pionieren«. Wir haben versucht, unserem Helmut zu erklären, warum wir nicht wollten, dass er ein Pionier wird. Die Lehrerin hat dagegen versucht, alles zu verharmlosen, in dem sie sagte, die Pioniere hätten nichts mit der Weltanschauung des Staates zu tun. Bis Helmut eines Tages von der Schule nach Hause kam und sagte: »Jetzt weiß ich, warum ich kein Pionier werden darf«. Was war passiert? Die Klasse sollte die Wandzeitung gestalten, u.a. mit dem Satz: »Wir sind die Kleinen der Partei«. Von da an musste daheim nicht mehr darüber diskutiert werden, auch nicht mit unserer Tochter, die vier Jahre später in die Schule kam.

Dazu muss ich aber feststellen, dass wir es leichter hatten als z.B. Kirchenälteste, auch in Bezug auf die Teilnahme an der Jugendweihe. Von uns hat man letztendlich nichts anderes erwartet.

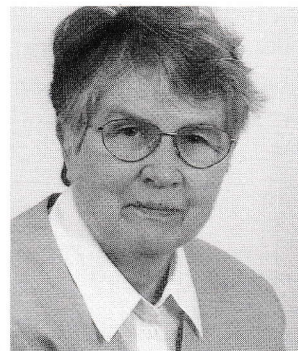
Es war unser Wunsch, dass die Kinder ein Musikinstrument spielen lernen. Die Musikschule nahm auch beide Kinder als Schüler auf. Wie sollte man das rückgängig machen? Es wurde dann so begründet: die Finger waren zu kurz zum Geigenspielen und die Gelenke zu schwach zum Klavierspielen! Nach der Wende hat sich ein Vater, der im Elternbeirat der Musikschule war, bei uns entschuldigt, dass er tatenlos mit angehört hätte, als über den Ausschluss unserer Kinder aus der Musikschule verhandelt wurde.

In der siebten Klasse kam ein Berufsberater in die Elternversammlung. Als ich mich für unseren Sohn nach Berufsausbildung mit Abitur erkundigte, schaltete sich die Klassenlehrerin ein und erklärte: »Das kommt für Helmut nicht in Frage, aus dem gleichen Grund, weshalb er nicht in die Oberschule aufgenommen wird«.

An den Leistungen lag es nicht, aber im damaligen Bezirk Rostock kam, so viel ich weiß, kein Pastorenkind auf die Oberschule. Der ehemalige Bezirksvorsitzende hatte damals zu unserem Bischof einmal gesagt: »Bei uns an der Ostsee weht ein scharfer Wind!«

Mit unserem Posaunenchor bestand eine Partnerschaft mit dem Chor aus Drelsdorf bei Husum. Öffentlich auftreten durfte so ein Chor ja nicht ohne ausdrückliche Genehmigung. Aber wir sind über die Dörfer gefahren und haben auf Privatgrundstücken geblasen – für die Leute im ganzen Dorf gut hörbar. Und im Gottesdienst wurde ausdrücklich betont, dass die Gäste bei uns mitblasen (dabei bliesen sie viel besser als wir; aber alle haben es verstanden!).

Das Überqueren der Grenze war für alle sehr belastend. Einmal wurde ein Auto der Drelsdorfer mit vier Insassen in ein Extra-Gebäude zur genauen Kontrolle beordert. Eine bewaffnete Aufsicht war



Kirche in Neustadt-Glewe

dabei, und ein etwas 12-jähriger Junge fragte seinen Posaunenchorleiter: »Scheitern de ok up Kinder?« (Schießen die auch auf Kinder?!).

Die regelmäßigen Besuche der Chöre gibt es nicht mehr, doch es sind persönliche Freundschaften entstanden, und dafür sind wir dankbar.

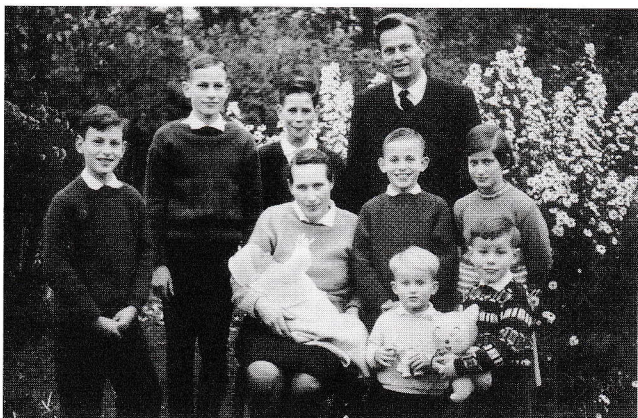
Wir haben manche Schwierigkeiten durchlebt, aber wir haben uns immer getragen und gehalten gefühlt und konnten fröhlich unseren Weg gehen.

Wera Bollmann berichtet

Zum 1. April 1953 wurde mein Mann gleich nach dem ersten theologischen Examen auf eine Pfarrstelle auf dem Lande geschickt, die schon reichlich ein Jahr lang vakant war. Ich hatte vorher knapp zwei Jahre an einer Dorfschule unterrichtet, obwohl ich eine Ausbildung für höheres Lehramt hatte. Doch kurz vor dem Staatsexamen wurden wir vor eine Kommission gerufen, die nach politischen Aktivitäten, Mitgliedschaft in der FDJ usw. fragte. Da hatte ich gar nichts aufzuweisen. Ich war in der Studentengemeinde zu Hause gewesen und inzwischen mit einem Theologiestudenten verlobt. Dass ich als Pfarrfrau nicht Lehrerin sein konnte, war von vornherein klar. Ich übernahm den Organistendienst und begleitete meinen Mann so oft wie möglich zu Gemeindebesuchen. Im Übrigen forderten Haus und Garten und die rasch wachsende Familie meine ganze Kraft. Ich fühlte mich als »Mädchen für alles« in der Gemeinde und war das gern.



Pfarrhaus in Groß Giewitz



Wera Bollmann im Kreise ihrer Familie 1965

Unser Dorf war ursprünglich ein Gut gewesen, aber 1935 aufgesiedelt worden. Diese Bauern, vor allem aus Schleswig-Holstein, und viele Flüchtlinge aus Ostpreußen, Pommern und dem Sudetenland prägten die Gemeinde. Die Schleswig-Holsteiner kehrten nun zum größten Teil in ihre alte Heimat zurück. Je mehr der staatliche Druck auf die Bauern wuchs, sich zu landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) zusammenschließen, um so mehr gingen weg. Mein Mann versuchte, den Bauern den Rücken zu stärken und machte sich dadurch bei den Behörden unbeliebt. Davon zeugt eine umfangreiche Stasi-Akte.

Unser Gehalt war gering, aber mit Hilfe des Gartens und unterstützt durch West-Pakete, vor allem mit getragener Kleidung für die Kinder, kamen wir durch. Mein Mann bemühte sich besonders um die Erhaltung kirchlicher Gebäude. So hatte ich oft Handwerker zu Tisch. Immer wieder gab es Übernachtungsgäste, auch aus dem Westen. »Wenn du hier durchkommen willst«, sagte meine Schwiegermutter einmal, »dann musst du viel mehr beten«. Zuerst war ich ärgerlich: Was denkt sie von mir? Doch dann musste ich mir sagen: Sie hat Recht. So manches Mal schlief ich vor Erschöpfung beim Beten ein.

Die eigentlichen Schwierigkeiten begannen erst, als unsere Kinder zur Schule gingen, genauer, als die verstärkte Werbung für die Jugendweihe einsetzte. Vorher hatten wir ein gutes Verhältnis zu den Lehrkräften, obwohl unsere Kinder nicht der Jungpionier-Organisation angehörten. Mein Mann und ich mussten einst per Gesetz dem Jungvolk bzw. den Jungmädern beitreten. Jetzt war es angeblich freiwillig. Und wir wollten nicht, dass unsere Kinder einer Organisation angehörten, deren erklärtes Ziel die Erziehung zum Atheismus war. Dass die Kinder dadurch automatisch in eine Außenseiterrolle gedrängt wurden, war uns zunächst nicht klar. Wir glaubten auch, solche Defizite in der Familie ausgleichen zu können. Damals durfte jede Dorfschule (Klasse 1 bis 8) einen Schüler in die 9. Klasse der

Erweiterten Oberschule (EOS) delegieren. In der Klasse unseres ältesten Sohnes war ein Mädchen leistungsmäßig besser als er, außerdem Mitglied der FDJ. Trotzdem durfte er auch auf die EOS, weil nicht jede Dorfschule Bewerber hatte.

Zwei Jahre später, als der nächste Sohn soweit war, hatte sich die Situation geändert. Hier in Mecklenburg war seit Generationen der Palmsonntag Konfirmationstag. Und das ganze Dorf feierte irgendwie mit. Nun wurden die Jugendweihefeiern auf diesen Sonntag gelegt und die Schüler gedrängt, daran teilzunehmen. Die Jugendweihe war eine feierliche Aufnahme in die Erwachsenenwelt und enthielt ein Gelöbnis, diesem Staat treu zu dienen. Wir meinten, man kann nur entweder Gott oder einem atheistischen Staat Treue versprechen. So sah es auch die Kirchenleitung. Die Menschen, die es nicht geschafft hatten, ihre bäuerliche Unabhängigkeit zu bewahren, gaben hier rasch nach. Wir kämpften dagegen durch Gespräche mit Konfirmanden, mit Eltern und Lehrern. Aber auch die Lehrer standen unter Druck, sollten eine möglichst hohe Anzahl Jugendweiheteilnehmer melden. Einzelne, die aus beruflichen Gründen eine Teilnahme ihrer Kinder an der Jugendweihe nicht verhindern konnten, denen aber auch an ihrer Konfirmation, also ihrer Mitgliedschaft in der Kirche lag, gerieten dadurch in große Not, so dass die Kirchenleitung sich genötigt sah, auch für Jugendweiheteilnehmer die Konfirmation zu einem späteren Zeitpunkt zuzulassen. Unser zweiter Sohn war mit Abstand der beste Schüler in seiner Klasse, also bestens geeignet, um an ihm ein Exempel zu statuieren. Er bekam gerechte Zensuren, aber niemand beachtete ihn. Andere wurden aufgefordert: »Du willst doch auf die EOS; streng dich mal ein bisschen an!« Mit ihm oder mit uns sprach niemand darüber. Unsere Meinung war ja bekannt. Was man diesem sensiblen 13-jährigen damit antat, wussten die Lehrer wohl selbst nicht. Als wir mitbekamen, was da lief, hatte seine psychische Gesundheit schon Schaden genommen. Er kann noch heute nicht ohne Medikamente leben und hat viele Aufenthalte in Nervenkliniken hinter

sich. Bei den jüngeren Kindern haben wir uns nicht mehr um Aufnahme in die EOS bemüht, weil diese immer mehr zu einer Kaderschmiede geworden war und es inzwischen in unserem Ort eine Zehn-Klassen-Schule gab. Bei diesen Kindern machte sich die fehlende Ausbildung nach der Wende schmerzlich bemerkbar.

Bei der Konfirmation hatte es sich inzwischen so eingebürgert, dass die Kinder, die nicht an der Jugendweihe teilnahmen, am Sonntag Exaudi konfirmiert wurden, die anderen – bald die größere Gruppe – am Reformationssonntag. Wer einen pädagogischen Beruf ergreifen, zur Polizei oder zum Militär gehen wollte, der durfte sich gar nicht konfirmieren lassen bzw. musste aus der Kirche austreten. Ein Vater meldete seine Tochter kurz vor der Konfirmation ab. Sie würde nur noch weinen. Sie wollte Kindergärtnerin werden und als Konfirmierte würde sie keine Zulassung bekommen für die Ausbildung. Eine andere bekam Schwierigkeiten, nur, weil sie bei einem unserer Söhne Gitarren-Unterricht hatte. Wir galten eben als Staatsfeinde. Pastoren, die ihre Kinder mitmachen ließen, hatten dagegen Privilegien. Allmählich hörten die Exaudi-Konfirmationen ganz auf. In manchen Jahren hatten wir überhaupt keine Konfirmanden. Hier ist es der DDR-Regierung gelungen, eine alte Tradition zu zerstören.

Aber es gab auch Positives: Von den staatlichen Maßnahmen zur Unterstützung kinderreicher Familien profitierten auch wir. So konnten unsere Schul-



Ehepaar Bollmann am Fest der Goldenen Hochzeit (2001) mit den Kindern (einer Tochter und acht Söhnen).



Ehepaar Bollmann vor der Kirche in Groß-Gievitze

kinder eine Zeit lang in der LPG-Küche kostenlos Mittag essen. Und wir stellten mit Erstaunen fest, dass der Bürgermeister, der sonst meinem Mann gern Steine in den Weg warf, in diesem Zusammenhang zuhören konnte und sich um Abhilfe bei Problemen bemühte. Ich hatte als Organistin und später als Katechetin nur eine Anstellung zu 25% und zahlte entsprechend wenig für die Sozialversicherung (SVK). Mein Mann war nur in der Amtsbrüderlichen Nothilfe. Trotzdem waren unsere Kinder durch mich mitversichert und hatten jede ärztliche Behandlung, jeden Krankenhaus-Aufenthalt, sogar die Fahrten zum Arzt frei. Das war sicher ein Vielfaches von dem, was ich eingezahlt hatte.

Weil alle Gemeindeglieder in gewisser Weise zu Außenseitern wurden, rückte man näher zusammen. Die Kirchengemeinde bekam fast den Charakter einer verschworenen Gemeinschaft. Aber auch die Hilfsbereitschaft im Dorf funktionierte. Man fühlte sich für einander verantwortlich. Einmal stürzte bei einem Sturm nachts eine große Linde um, beschädigte unser Dach und zerriss Stromleitungen. Am nächsten Morgen waren sofort Leute von der LPG da zum Aufräumen und Aufarbeiten des Baumes mit schwerem Gerät. Und wir mussten es nicht bezahlen.

Das alles können nur Streiflichter sein. Es war nicht leicht, in der DDR Pfarrfrau zu sein, aber es war auch ein reiches und erfülltes Leben.

Bewahrung Inge Breithaupt

Am Morgen des 17. Juni 1953 hatte ich die drei Kinder gerade versorgt, als jemand von der Straße hinaufrief: »Frau Pastor, kommen Sie schnell auf den Marktplatz! Dort wird das Deutschlandlied gesungen!« Eilig schob ich den Kinderwagen mit dem Jüngsten in den großen Garten hinter dem Pfarrhaus. Die beiden Älteren nahm ich mit, damit sie dort zusammen spielen konnten. Danach schloss ich das Pfarrhaus ab und wollte mich – voll Spannung – auf den Weg machen. Aber etwas hielt mich innerlich zurück, so dass ich zuerst die Sakristei aufsuchte, wie so oft, wenn ich mitten im Alltagstrubel einen Moment der Stille oder der Klärung brauchte.

Wie ich überhaupt nicht wusste, was ich denken oder beten sollte, schlug ich eines der alten, verstaubten Gebetsbücher auf, die an der Seite lagen und las eine dicke Überschrift: »Gebet für die Obrigkeit«. Ich war schockiert. Was war das für eine merkwürdige Führung: Ich sollte ein Gebet, von dem ich noch nie gehört hatte, nachbeten für eine Obrigkeit, unter der wir alle stöhnten, die wir liebend gern loswerden wollten?

Staunend erlebte ich, wie der Aufruhr meines Herzens mit jedem Satz, den ich las, einem immer tieferen Frieden Platz machte. Mit großer Gelassenheit konnte ich nach dem Gebet zuhause meiner Alltagsarbeit nachgehen – ohne Deutschlandlied.

Mein Mann berichtete, als er spät am Abend heimkam, dass er drei Mal vor der Treppe zur Rednerbühne stand und sich als Pastor unserer Arbeiterstadt und Kreistagsabgeordneter der CDU gar zu gerne an den Reden beteiligen wollte, aber es – entgegen seiner Art – einfach nicht konnte. So war er für dieses Mal dem Gefängnis entkommen, das alle Redner dieses Tages traf.

Aber auch bei fast allen »normalen« und größeren späteren Entscheidungen dem Staat und der Stasi gegenüber hat uns der Herr wunderbar geführt. IHM sei Dank dafür!

Ein Auszug aus den vielfältigen Berichten von Erika Döhrer, Oranienburg-Friedrichsthal.

Eine Reisesekretärin des Burckhardthauses hatte beim Thema »Der barmherzige Samariter« die Jugendlichen gefragt: »Wie würdet ihr euch verhalten, wenn ein Russe im Graben liegt?« Durch diese unbedachte Frage kam sie auf die schwarze Liste und musste nach dem Westen ausweichen.

Da ich gerade im Burckhardthaus eine Zusatzausbildung für Jugendarbeit machte, wurde mir diese Stelle zugeteilt. Ich reiste also 3 Jahre von 1950 bis 1953 durch Ost-Thüringen und hielt in den Gemeinden Jugend-, Frauen- und Kinderstunden. Obwohl damals die Junge Gemeinde vom Staat sehr angegriffen wurde, hatte ich in meinem Dienst keine wesentlichen Schwierigkeiten. Verkehrstechnisch lag alles noch im Argen; es gab kaum Busse, ich musste weit zu Fuß gehen oder mit einem Pferdewerk weiterkommen.

Auch in meinen 32 Jahren als Katechetin konnte ich meine Aufgabe ungehindert ausüben. In kircheneigenen Räumen konnte das Evangelium ungestört verkündet werden. Das war auch im Pfarramt so, nur für den Waldgottesdienst musste eine Sondergenehmigung eingeholt werden.

Im Dorfpfarramt kamen 90 % der Kinder selbst und fragten: »Wann ist Christenlehre?«. Aber in der Stadt musste ich viele Hausbesuche machen, um die getauften Kinder für die Christenlehre zu gewinnen.

Die Arbeit wurde auch dadurch erschwert, dass in der Schule gegengearbeitet wurde. Kinder, die in die Christenlehre gingen, wurden oft verlacht, verspottet und sogar von Mitschülern misshandelt. Trotzdem hatten wir einen fröhlichen Unterricht mit singen, beten, hören der biblischen Geschichten. Der Höhepunkt war das Krippenspiel, bei dem alle Kinder mitspielen durften. Es war eine Saat auf Hoffnung!

Auch mein Mann konnte seinen Pfarrdienst ungehindert ausüben. Man musste aber immer damit rechnen, dass im Gottesdienst Spitzel waren. Mein

Mann hat unter Schwierigkeiten mit Materialbeschaffung und Handwerkern vier Kirchen renoviert. Oft hat er selbst mit Hand angelegt.

Klagelied einer Pfarrfrau und ihrer Tochter

*Nun wollen wir den Kirchenputz beginnen,
in allen Ecken sitzen dicke Spinnen.
Der Putz fällt von der Decke hin und wieder
und rieselt leise als ein Schnee hernieder.*

*Wir kehren unter 50 langen Bänken
und müssen uns dabei das Kreuz verrenken.
Wir binden einen Feger an die Stangen,
um zu den hohen Fenstern zu gelangen.*

*Wir putzen Türen, Treppen und Emporen
und schlagen viele Stunden um die Ohren.
Wir putzen Kelch und Kanne, bügeln Decken
und werden Blumen in die Vasen stecken.*

*Am hohen Festtag zünden wir die Kerzen
und warten still mit kummervollem Herzen,
wo denn die Gottesdienstbesucher bleiben?
Sie müssen heute – Kloßkartoffeln reiben.*

Wir waren 6 Jahre in Gotha tätig, dann 12 Jahre im Dorfpfarramt und 18 Jahre im Stadtpfarramt Gotha, Schloss/Süd.

Zu hungern brauchten wir nicht. Die Grundnahrungsmittel waren vorhanden. Durch unsere großen Pfarrgärten waren wir gut dran, denn wir hatten Obst und Gemüse. Im Dorfpfarrhaus gab es auch genügend Hammelfleisch, weil wir einige Schafe halten konnten.

Aber wenn es ausnahmsweise mal Bananen gab, waren sie gerade alle, wenn man nach der langen Schlange an die Reihe kam. Die sauren Orangen aus Kuba, die man nur auspressen konnte, wurden »Fidels Rache« genannt.

Ein Fest war es jedes Mal, wenn ein Westpaket von lieben Freunden oder Verwandten ankam, gepackt mit Kakao, Schokolade, Nüssen, Tomatenmark und

anderen guten Dingen. Die Kinder konnten die Paketschnur nicht schnell genug aufknoten und jubelten beim Auspacken.

So war es auch mit der Kleidung. Von unserem kleinen Gehalt konnten wir uns nicht einkleiden. Aber es kamen Textilkästen mit getragenen, guten Kleidungsstücken für uns und unsere Kinder, die die Versorgungslücken ausfüllten.

Unser Dorfpfarrhaus war damals in einem desolaten Zustand: kalt und zugig, so dass ich von Ischias-Anfällen geplagt wurde. Die Fenster undicht, das Bad nicht zu heizen, das WC, das wir im Oberstock einbauen ließen, musste bei Frost abgestellt werden. Es gab unten noch ein altes Klo mit Loch, vor dem sich die kleinen Kinder graulten.

In der geräumigen Waschküche wurde die Wäsche im Kessel gekocht, ehe eine primitive Waschmaschine und Schleuder das Waschen erleichterte.

Eine Wasserleitung mit Abfluss war für uns gelegt worden, aber bei Frost fror sie ein und wir mussten das Wasser von der Dorfpumpe auf dem Kirchplatz holen. An den Öfen war gespart worden, so dass sie nicht ausreichend wärmen konnten.

Wir haben über 12 Jahre in diesem Haus gelebt und gefroren. Die Schlafräume waren nicht heizbar, so dass ich die Kinder in warme Wolldecken hüllen musste. Im Sommer, wenn die Sonne um das Haus wanderte, war es freilich angenehmer.

Nach der Wende konnte das Haus für einen neuen Pfarrer gründlich saniert werden. Jetzt würde ich gern noch einmal einziehen!

Unsere Kinder Christiane und Andreas besuchten in unserem Dorf die Grundschule. Da sie keine Pioniere waren, mussten sie auf manches verzichten, z.B. Theaterbesuch oder eine Auszeichnung, die sie für gute Leistungen verdient hätten.

Sie konnten zwar Abitur machen und studieren, aber unsere Tochter bekam große Schwierigkeiten in ihrem Beruf als Lehrerin (siehe Bericht auf Seite 47).

Im Dorfpfarramt mit 3 Gemeinden und zeitweise Vakanzvertretungen bekam mein Mann von seinen Eltern ein Motorrad, damit er schnell zu ihnen ins Werratal zur Erntehilfe kommen möge . . .

Danach konnte er einen alten Opel erwerben, der auf der Kreuzung stehen blieb und unter dem Schmutzeln der Dorfbewohner angeschoben und angekurbelt werden musste.

So bestellte mein Mann einen Trabant. Aber als der nach langer Wartezeit endlich kam, konnten wir ihn nicht bezahlen und mussten ihn an einen wohlhabenderen Käufer abgeben. Das geschah zweimal.

Bis meine Eltern sich erbarmten und uns über »Genex« einen Trabant schenkten. Dieses Vehikel hat uns viele Jahre treulich gedient. Als es bei einem Glätteisunfall Totalschaden hatte, bekam mein Mann in der Stadtgemeinde mit Außenstellen endlich ein Dienstauto. Das war wieder ein Trabant.

Sehr schwierig war das Telefonieren mit meinen Angehörigen in Westdeutschland. Unser Telefon war in der Stadt mit dem Bezirksbevollmächtigten gekoppelt und wurde abgehört.

Ich bekam auch keine Genehmigung, zu der Goldenen Hochzeit meiner Eltern zu fahren und konnte auch an ihren Beerdigungen nicht teilnehmen.



Ehepaar Döhner beim Singen am 80. Geburtstag von Erika Döhner (2003)

Wie ich bereits erzählte, waren die Gottesdienste zu Weihnachten – vor allem die Aufführungen des Krippenspiels – und zum Erntedankfest gut besucht. Aber oft waren wir auch enttäuscht über die Teilnahmslosigkeit der Dorfbewohner, obwohl mein Mann, der aus der Landwirtschaft stammte, guten Kontakt zu seiner Gemeinde hatte und ich als Katechetin zu den Eltern der Kinder. Aber es wurde damals der Satz geprägt: »Ohne Gott und Sonnenschein, fahren wir die Ernte ein.«

Dagegen erhoben sich Stimmen: »Ohne Sonnenschein und Gott, geht die LPG bankrott.«

So war es denn auch: Gott lässt sich nicht spotten. Es kam die Wende – Gott sei Dank dafür!

Einige »Impressionen« als Pfarrfrau in der DDR – Veronika Domke

Ich wurde gebeten, von unserem Erleben in der Zeit des »Existenziellen Sozialismus« zu berichten. Uns ging es wie wohl den meisten »Amtsgeschwistern«: Wir fühlten uns wie in einem »freibeweglichen« Gefängnis mit der »Angst im Nacken«, konnten aber als kirchliche »Amtspersonen« eine gewisse »Narrenfreiheit« genießen. Wir durften dabei auch oft erfahren: »Unsere Verlegenheiten sind Gottes Gelegenheiten«.

Deshalb erlauben Sie mir, mit einem Erlebnis noch während unserer Studienzeit zu beginnen. Ich war gerade in den Examensprüfungen als Privatmusikerzieherin (Hauptfach Violine, Nebenfach Klavier). Es war der Tag, als die Prüfung für Musikgeschichte vorgesehen war. Ich wohnte in Jena, war also »Fahrstudentin«. Zuhause besaß ich das »Atlantisbuch«, ein dicker Wälzer, der einer größeren Bibel glich. In meine Gedanken wurde mir »eingehämmert«, unbedingt dieses Buch mitzunehmen. In der Bahn sprach es innerlich zu mir, den Abschnitt der »kleinen mittelalterlichen Orgelmeister« aufzuschlagen. Diese hatten wir nie behandelt. Ich las die drei Seiten darüber. Bei der Prüfung sagte der Dozent mit hämischem Lächeln, als Theologenbraut könnte ich wohl etwas über die kleinen mittelalterlichen Orgelmeister berichten. Ja, ich konnte – Gott sei Dank!

Ich erwähne dieses Ereignis, weil es zweierlei aufzeigt: Wie man den Christen auf verschiedenste Weise Erschwernisse in den Weg legte. Wie wir aber des öfteren dabei auch Gottes Beistand erfahren durften.



Veronika als Musikstudentin
1950

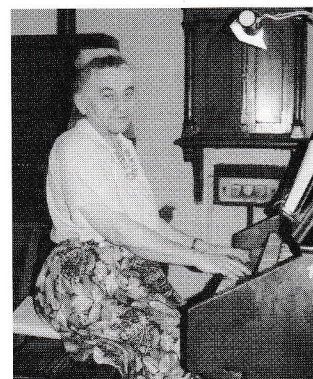
Das Erlebnis war im Jahr 1951, in dem wir auch heirateten.

Gaberndorf bei Weimar war unsere erste Gemeinde. Wir kamen 1953 auf diese Pfarrstelle. Inzwischen hatten wir ein Söhnchen, ein halbes Jahr alt.

In dieser Zeit wurde die Jugendweihe eingeführt. Die Eltern waren verängstigt und besorgt um ihre Kinder, wollten ihnen jedoch nicht die Zukunft verbauen. Es stand die Berufsausbildung auf dem Spiel bei der Wahl zwischen Konfirmation oder Jugendweihe. Das Dorf war sehr »entkirchlicht«, darum waren die Eltern nicht gerade »standhaft«. Mein Mann fühlte sich ganz »zermahlen«. Nach dem zweiten Examen fragte unser Oberkirchenrat, ob mein Mann die Pfarrstelle Rudersdorf mit vier Filialen übernehmen wolle, es sei kurz vor Weihnachten und diese Dörfer bräuchten dringend einen Pfarrer.

Im Pfarrhaus war genügend Platz, meine gesundheitlich angeschlagenen Eltern zu uns zu nehmen. Ich wollte auch wieder Musikunterricht erteilen, da Interesse dafür gezeigt wurde, und einige Jugendliche sich als Laienorganisten ausbilden lassen wollten.

Inzwischen war der sogenannte »Lange-Erlass« in Kraft getreten, der besagte, dass jeglicher Privatunterricht vom Rat des Kreises genehmigt werden musste. Der Kulturminister Lange wollte den privaten Unterricht unter staatliche Kontrolle bringen, indem er beim Rat des Kreises zu beantragen war und der von diesem dann genehmigt oder abgelehnt wurde. Mein Antrag wurde ohne Begründung abgelehnt. Mir wurde sogar verboten, unentgeltlich zu unterrichten. Erst nach sieben Jahren, kurz vor unserer Übersiedlung nach Aschersleben, erhielt ich die Unterrichtsgenehmigung.



Veronika Domke als Organistin
(70-jährig)

Als unser Sohn eingeschult wurde, war er der erste Schüler im Dorf, der nicht der Pionierorganisation beitrug. Der Schulleiter hetzte die Schulkameraden gegen ihn so auf, dass ihm des öfteren zugerufen wurde: »Paster, wir schlagen dich noch tot oder

zum Krüppel!« Er bekam oft Schläge, einmal sogar mit einer Kuhkette. Er litt damals seelisch so sehr, dass wir ihn fünf Wochen aus der Schule nehmen mussten und ihn zur Erholung schickten.

Die Zeit der Kollektivierung der Landwirtschaft war gekommen. Unser Dorf wurde im Landkreis »Stalingrad« genannt, weil sich viele weigerten, der LPG beizutreten. Die Werber gingen von Gehöft zu Gehöft. Die Bauern hatten ihre Höfe zum Teil verbarrikiert. Zu uns ins Pfarrhaus kamen diese Werber auch, um in der Sonntagspredigt des Pfarrers Beistand zu erheischen. Ich war alleine zuhause, mein Mann hielt im Nachbarort Christenlehreunterricht. (Wir hatten keine Katechetin, so war mein Mann schon deshalb viel unterwegs). Ich bat die drei Herren herein. Dann erklärte ich freundlich, aber bestimmt, in der Kirche würde Gottes Wort verkündigt und die politischen Gegebenheiten gehörten nicht dazu. Aber da sie nun einmal hier seien, könnte ich ihnen etwas von unserer Art der Lebensauffassung, die vom Glauben geprägt ist, berichten. Sie blieben über zwei Stunden bei mir. Zuletzt verabschiedeten sie sich und dankten für die »gesegneten« Stunden. Und einer meinte noch, er sei von seiner Großmutter eigentlich auch gläubig erzogen worden, und das wäre eine schöne Zeit gewesen.

Diese Stunden mit den drei Männern im Pfarrhaus waren wieder eine Zeit für Gottes Gelegenheit!

Die LPG kam dann doch, denn etliche Großbauern wurden – einige vom Stammtisch weg – verhaftet. Mein Mann ging mit den Angehörigen zu den Gerichtsverhandlungen und wir versuchten, Beistand und Trost zu spenden. Darauf flatterten uns etliche anonyme Mahnungen ins Haus. Alle brachten auf verschiedene Weise zum Ausdruck: »Der nächste, der verhaftet wird, ist der Pfarrer«. Wenn sich – vor allem des nachts – ein Auto dem Pfarrhaus näherte, fürchteten wir, er würde abgeholt.

Im Jahre 1964 zogen wir nach Aschersleben. Im Pfarrhaus zog kurz danach eine Frau mit Tochter aus, so dass nun zwei Zimmer für meine Eltern zur Verfügung standen. (Meine Mutter schlief im Amtszimmer, mein Vater in einem Dachverschlag, den er sich als Kunstmaler zugleich zu einem kleinen Atelier eingerichtet hatte). Wir bekamen die frei gewordenen Zimmer jedoch nicht, die uns vorher zugesagt worden waren, sondern sie wurden einem assozialen Alkoholikerehepaar mit Kind gegeben,

deren Familien- und Freundesanhang oft und zahlreich auf den Stufen, die zum Pfarrhaus führten, ihre Gelage abhielten. Bei Zwistigkeiten, die nicht ausblieben, schossen sie mit Luftgewehren in den Garten oder in die Fenster und es wurde häufig unter- und miteinander gestritten. Als mein Mann beim Bürgermeister Beschwerde einlegte, meinte dieser nur lakonisch: »Da können Sie Ihre Menschenfreundlichkeit unter Beweis stellen.«

Eine sehr nachdenklich stimmende Begebenheit möchte ich noch erwähnen. Es war bei einer der Neujahrsfeiern der Parteileiter der »Blockparteien«. Der Parteileiter der CDU berichtete uns sogleich, dass der SED-Parteileiter ihm zugeprostet habe mit dem Trinkspruch: »Ich trinke darauf, dass es deinen Gott nicht gibt!« Der CDU-Mann antwortete: »Und ich erhebe mein Glas darauf, das es ihn gibt!« Sie setzten zum Trinken an. Der SED-Mann verschluckte sich so schlimm, dass er mit der »schnellen medizinischen Hilfe« ins Krankenhaus gebracht werden musste.

Bischof Jaenicke bat meinen Mann, die Pfarrstelle Weißenfels-Neustadt zu übernehmen. Unser Sohn fand hier – wie schon in Aschersleben – eine gute Klassengemeinschaft vor, nicht zuletzt dadurch bedingt, dass er sich lernschwacher Mitschüler annahm und ihnen Nachhilfestunden erteilte. Als die Schulleitung ihm die Zulassung zur »Erweiterten Oberschule« (EOS) verweigerte, traten sein Klassenlehrer und sogar die Eltern seiner Mitschüler für ihn ein. Alles ohne Erfolg, sein Klassenlehrer wurde daraufhin versetzt.

Unser Sohn besuchte dann das Pro- und Oberseminar (unserer Kirche) in Naumburg. Er stellte danach dankbar fest, dass der Weg so für ihn von Gott bestimmt war, er sollte Pfarrer werden!

Das Berichtete ist nur ein Teil dessen, was uns der »Reale Sozialismus« an Beschwerden brachte. Doch wir haben im nachhinein erkannt, dass auch diese Geschehnisse ein Wirken und Prägen Gottes an unserer Seele war.



Ehepaar Veronika und Stefan Domke am Fest der Goldenen Hochzeit (2001)

Pfarrfrau in der DDR

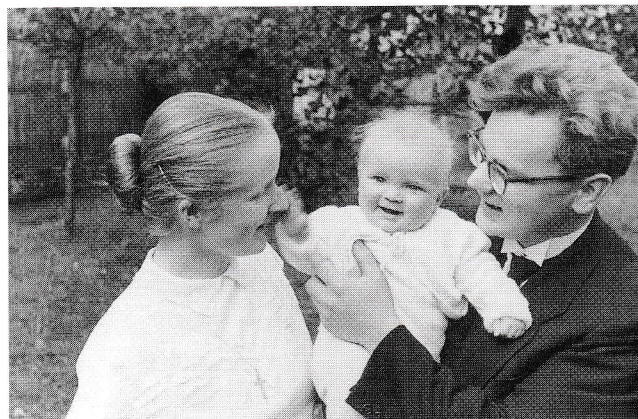
Ein Rückblick von Hildegard Eydam

Zunächst habe ich mich selber bewusst für das Leben in der DDR entschieden. Als ich nach andert-halb Jahren Aufenthalt »im Westen« meinen Pass zur Rückkehr in die DDR in Bielefeld bei der Polizei abgab, wollte man mich unbedingt davon abhalten, dorthin zurückzugehen. Doch mein Platz war an der Seite meines Bräutigams, der als Vikar in seiner ersten Pfarrstelle in Thüringen auf mich wartete. So haben wir auch zur Trauung, mein Ehemann im Talar, uns als unseres »Königs Aufgebot, die SEINE Fahne fassen...« verstanden und sind bewusst in eine »Pfarrerehe« gestartet. Das war im April 1956. Unser erstes Pfarrhaus war groß und kalt und wir lernten, mit Feuer umzugehen, Wasser an der Pumpe im Hof zu holen und auch wieder hinauszutragen, Waschkessel heizen und und und.... wie so viele andere junge Ehepaare auch.



Unser Pfarrhaus in Mellingen war groß und kalt – kein Wasser im Haus, sondern im Hof an der Pumpe (1955–1959)

In diesen Jahren bekamen wir die Gegnerschaft, um nicht zu sagen Feindschaft der Schule durch die Propaganda für die Jugendweihe zu spüren. Doch noch gab es große Konfirmandengruppen. Durch die Geburten unserer ersten Kinder wurde ich allerdings eher wenig an Gemeindearbeit beteiligt. Es gab noch Lebensmittelkarten bis zum Mai 1958, dann stiegen die Preise für Lebensmittel für uns fast ins Unermessliche, denn das Vikarsgehalt glich einem Hungerlohn, Kindergeld war noch nicht »erfunden«. Aber wir waren ganz auf unseren Gott mit unserem Vertrauen geworfen, was ein sehr großer Vorteil war!



Ehepaar Hildegard und Hans Eydam mit Sohn Christoph (September 1957)

Nachdem die Vikars- und Hilfspredigerzeit vorbei war, wollte mein Mann noch einmal von vorn beginnen, um aus den Fehlern, die er meinte gemacht zu haben, zu lernen. So zogen wir mit unseren drei Kindern nach Lobenstein, nahe an Hof gelegen, das wir zwar sehen, doch nicht erreichen konnten. Die Grenze lag dazwischen. Wohl war uns bewusst, dass wir nicht »nach drüben« durften, doch wir hatten unseren von Gott gewiesenen Platz auf dieser Seite der Grenze und das war für uns nichts besonderes. Mein Mann hatte im Grenzgebiet auch regelmäßigen Dienst, wozu er stets eine Genehmigung benötigte. Wenn ich ihm mit den Kindern nach dem Dienst entgegenging, dann war es für uns selbstverständlich, dass wir am Schlagbaum auf ihn warten mussten.



Die Uroma, eine frühere Pfarrfrau, mit Christoph

Ein nicht ganz ungefährliches Erlebnis war die Volkswahl 1961, die wir beide nicht für voll nahmen. Unser derzeitiger Superintendent bat meinen Mann, doch ja zur Wahl zu gehen, damit er den Passierschein für das Grenzgebiet weiterhin bekommen würde. Am Wahlsonntag hielt mein Mann zunächst wie gewohnt den Gottesdienst in Lobenstein am Vormittag und nach dem Mittagessen ging er in die »Grenzgemeinde«, wo um 14 Uhr der Gottesdienst wie immer stattfand. Während seiner Abwesenheit hörte ich einen Lautsprecherwagen durch die Stadt, an unserem Haus vorbei, fahrenderweise laut ausposaunen:

»Herr Pfarrer Eydam hat sich seiner Wahlpflicht entzogen und ist«... ich weiß den genauen Text nicht mehr, aber etwa so: »er sei aus dem Ort gewichen«. Ich hörte diese Ansage mit gemischten Gefühlen, doch unternahm ich nichts, denn ich wollte die Kinder nicht allein lassen. Jedoch mein Mann kam aus dem Filialdorf angelaufen, hörte seinen Namen (sie waren ihm entgegengefahren, da ja bekannt war, wann er wo welchen Dienst hatte) und stellte sich direkt neben das Auto, das lautstark die ganze »Epistel« verkündete, denn der Fahrer las nur ab, was er

da ansagte. Als die »Durchsage« beendet war, fragte mein Mann, wer denn diesen Unsinn (!) verzapft hätte. Er bot an, mit denjenigen ins Gespräch zu kommen und lud sie zu uns ins Pfarrhaus ein. Er durfte einsteigen und den Weg im Auto zurücklegen, was sofort ein Gerücht verursachte: sie haben ihn mitgenommen. Das Gespräch verlief einigermaßen friedlich, ich war nicht die ganze Zeit dabei, doch als ich nach etwa einer Stunde den Herren Kaffee anbot, verabschiedeten sie sich schnell. Auch als mein Mann abends zum letzten Gottesdienst noch einmal aufs Dorf ging, wurde der Lautsprecherwagen betätigt. Wir ignorierten ihn. Den Passierschein für die Grenzgemeinde bekam mein Mann ohne Mühe weiterhin. Im Rückblick erscheint mir die ganze Sache fast lächerlich. Welche Folgen unsere Weigerung zur Wahl zu gehen wirklich gehabt hat, kann ich gar nicht genau sagen. Dass die Kinder in der Schule manche Nachteile erfuhren, war uns selbstverständlich. Nicht alles nahmen wir ohne Gegenwehr einfach hin.

Da ich keinerlei Berufsausbildung besaß, hatte ich mich zu Anfang unserer Zeit in der Kreisstadt Lobenstein für die Fahrschule angemeldet. Das war offenbar in Gottes Plan so gewollt. Fahrschulen gab es nur in Städten, man musste jahrelang darauf warten, auch hatten wir keine Ahnung, ob wir je ein Auto besitzen würden.

In Lobenstein wuchs unsere Kinderschar auf ein halbes Dutzend an, zugleich hatten wir meinen Schwiegervater in unsere Wohnung aufgenommen, da er schwerkrank nicht allein zu Hause leben konnte. Die Schwiegermutter war vor Jahren an ihrem Diabetes gestorben. Nun hatten wir aber für uns neun Personen nur dreieinhalb Räume zur Verfügung, einschließlich Amtszimmer, das vom Schwiegervater bewohnt wurde. Es gab keine Möglichkeit einer Erweiterung der Wohnung. Also suchten wir eine neue Bleibe, groß genug für eine große Kinderschar. Etwa acht Wochen vor dem Umzug bekam ich den Bescheid für die Fahrschule. Sollte ich absagen? Das hätte eine neue Anmeldung im neuen Ort

bedeutet. Ich absolvierte also die Theorie, damals noch mit richtiger Frage-Antwort-Prüfung, und dann das praktische Fahren, dazu das Packen usw. es war ein Schlauch! Heute bin ich dankbar, dass ich die Kraft zum Durchhalten geschenkt bekam, denn Fahren ist jetzt eine meiner Hauptaufgaben. Damals allerdings sah das nicht so aus.

Wir zogen wieder aufs Dorf, in ein großes kaltes Pfarrhaus, in dem wir wenigstens genug Platz hatten. Hier erlebten wir die Schikane der DDR erneut an unseren Kindern, indem sie unter fadenscheinigen Begründungen nicht zur Musikschule in der Kreisstadt Sondershausen zugelassen wurden. Wir standen offensichtlich auf der »schwarzen Liste«. Jahre später erfuhren wir auf Umwegen, weshalb. Mein Schwiegervater hatte noch in Lobenstein als »Invalide« einen Antrag auf eine Reise in den Westen gestellt, um seine drei Kinder, die in den fünfziger Jahren »abgehauen« waren, wieder zu sehen. Er bekam die Genehmigung am 27. Dezember 1964, die er auch sofort einlöste. Dass er aus dem Krankenhaus seinerzeit als »vorzeitig invalid« entlassen worden war, stand in seiner »Akten«. So geschah es, dass er bereits zu Silvester in Lippstadt wieder im Krankenhaus landete, was uns von dort mit Unterschrift und Siegel bescheinigt wurde. Er lag über ein viertel Jahr lang dort. Die genehmigte Zeit (vier Wochen) verstrich, wir meldeten es unseren Behörden und mussten erfahren, dass der Opa auf »normalem Wege« nicht wieder in die DDR einreisen dürfe. Er sollte in ein Auffanglager und dort weitere Anweisungen abwarten. Dass er als schwerkranker Mann ein Lager nicht verkraften würde, wurde nicht anerkannt. Gleich nach unserem Umzug verhandelte ich mit den Behörden in Sondershausen – vergeblich. Wie wir viel später erfuhren, galten wir nun als Fluchthelfer, daher die Repressalien.

Wie gesagt, wurde uns die Zulassung zur Musikschule verwehrt. Die Cellolehrerin der Musikschule aber hatte an unseren Kindern Gefallen und unterrichtete privat in ihrer Wohnung, ebenso der Kantor

in Sondershausen den Ältesten in Trompete. Mit gemischten Gefühlen denke ich daran, wie die Kinder im Zug, der noch offene Einstiege hatte, mit ihren Instrumenten die weiten Wege zurücklegen mussten. Wir haben viel Bewahrung erfahren.

Zum Pfarrhaus gehörte ein großes Grundstück mit Garten und baufälliger Scheune. Mein Mann, dessen rechter Arm von Geburt an gelähmt war, hat jene Scheune allein abgedeckt und abgerissen, ich darf nicht daran denken, wie er oben auf den Dachbalken balancierte!

Um die vielen Öfen zu heizen, brauchten wir eine Menge Heizmaterial. Braunkohlenbriketts wurden in geringer Menge zugeteilt. Ein unbegrenztes Heizmaterial war die so genannte Rohbraunkohle, die aus groben Kohlestücken mit sehr viel Kohlenstaub dazwischen bestand. 90 Zentner solchen »Drecks« wurden uns zweimal im Jahr auf dem Hof abgeschüttet, den durfte ich dann in mühevoller Arbeit in den Kohlenstall schaufeln. Was haben wir es jetzt gut! Ein Knopfdreh und die Heizung springt an.



Vater und Mutter Eydam (Hans und Hildegard) mit »sieben Zwergen« – Sommer 1968 in Hachelbich bei Sondershausen. Die Kinder: Christoph, Cordula, Johannes, Magdalena, Friedrich, Hildegard (a.d. Arm), Siegfried (will nicht stehen bleiben).

Die Zeit in Hachelbich war eine schwere und auch schöne Zeit. Wir hatten weder ein Auto, noch Telefon, keinen Fernseher und Zug- und Busverbindung nach Sondershausen nur tagsüber. So sind wir manchmal abends im Sommer die zehn bis zwölf Kilometer hin und auch zurück gelaufen, wenn wir abends eine Veranstaltung, ein Konzert o.a. besuchen wollten.

Im Mai 1967 hatten wir im Dorf die Maul- und Klauenseuche. Der ganze Ort wurde hermetisch abgeriegelt, bewaffnete »Wächter« hüteten die Eingänge ins Dorf, der Zug durfte nicht halten, die Bürgermeisterin, die in einem entfernten Ort wohnte, schlief auf dem Sofa im Büro, weil auch sie nicht den Ort verlassen durfte. Der Krankenwagen fuhr nur bis kurz vor den Dorfeingang an die Seuchenmatte, die Patienten, z.B. Zahnarztfälle, Notfälle und dergleichen mehr, mussten über die Matte mit Gummistiefeln laufen und draußen andere Schuhe anziehen. Das waren böse drei Wochen, denn im Ort wurden die Straßen und Höfe durch Sprühen desinfiziert. Als kurz darauf die Schweinepest unser Dorf heimsuchte, lagen die toten Tiere oft tagelang in den Höfen herum - es war kein Geld mehr für noch eine Großaktion vorhanden. Wenige Zeit später kam unser siebentes Kind zur Welt, eine dramatische Geburt. Doch auch hier durfte ich Gottes Hilfe erfahren.



Wo sechs Kinder gedeihen wird auch das siebte noch fröhlich angenommen – Sommer 1969 – in Hachelbich

Gern erinnere ich mich an unsere Übungsstunden des kleinen Kirchenchores. Obwohl ich keinerlei Ausbildung habe, oblag mir die Leitung dieses Chores. Im Sommer zogen wir des Öfteren nach den Übungsstunden noch durchs Dorf und sangen Volkslieder. Auch der Kindergottesdienst lag in meiner Hand. Bei einem späteren Besuch, den ich mit unseren Kindern beim Nachfolger machte, zeigte uns dieser den neuen Altar. Wir hatten für diesen damals eifrig die Opfergroschen im Kindergottesdienst gesammelt.

Mit der Schule hatten wir sehr unterschiedliche Erfahrungen machen müssen. In den ersten Jahren war der Kontakt zu den Lehrern noch recht lose, weil ich durch schwere Krankheitszeiten und die kleinen Kinder wenig Zeit hatte, mich intensiv darum zu kümmern. Ich meine aber, dass ich doch noch in der Elternvertretung mitarbeiten konnte. Es waren die Jahre bis 1970. In dem kalten und sehr nassen Pfarrhaus hatte ich mir eine schwere doppelseitige Lungen- und Rippenfellentzündung geholt, so dass ich zwölf Tage vor Weihnachten ins Krankenhaus kam. Bis heute ist mein Asthma davon zurückgeblieben. Weil mein Mann mit den sieben Kindern zwischen einem halben und zehn Jahren nicht allein bleiben konnte, half ihm meine Schwester, die damals noch Diakonisse in Borsdorf gewesen ist, über die Feiertage bis ins neue Jahr. Dann nahm sie die beiden Jüngsten mit, um ihrem Schwager nicht alle Kinder zu überlassen. Doch als sich herausstellte, dass ich nach acht Wochen Krankenhaus-Aufenthalt in die Heilstätte nach Bad Berka und anschließend zur Kur sollte, gaben wir unsere Kinder alle in die beiden Kinderheime der Brüdergemeinde in Ebersdorf, die uns aus der Lobensteiner Zeit bekannt waren. Die Fahrten mit der Bahn waren abenteuerlich, aber mein Mann hatte gute Helfer. Ich lag ja krank und konnte nicht helfen. Es war eine schwere Prüfungszeit für mich, in der ich die Hilfe des HERRN immer wieder erfahren durfte. Im Rückblick kann ich nur staunen, dass wir das alles überstanden haben. Und dann der chronische Geldmangel, wir mussten ja die Heime bezahlen, auch die Fahrten und...und... und.

Ein besonderes Kapitel waren die »Pakete aus dem Westen«. In Thüringen war es ein Tabu, darüber zu sprechen. So erhielt ich einst auf meine Bitte um eine »gut schneidende Nagelschere« die Antwort: »Was Sie brauchen, bestimmen wir«. Ich habe sie nicht bekommen. So schön die Kleidersendungen waren, wenn sie passten, waren sie eine Hilfe, aber das war nicht immer der Fall. Oft haben auch die Grenz-Kontrollen uns übel mitgespielt, wenn z.B. der Kakao im ganzen Paket verstreut war. Ohne diese Hilfen hätten wir manchmal »alt ausgesehen«, denn wir konnten uns neue Sachen für die Kinder nur in sehr begrenztem Umfang leisten. Im Nachhinein sind wir allen Spendern damals von Herzen dankbar! Die Lebensmittel waren uns eine große Hilfe für die stets knappe Haushaltskasse. Aber wir hatten ja einen großen Garten, der zum Unterhalt wesentlich beitrug. Auch wuchsen unsere Kinder mit vielen Tieren auf, was sie uns heute noch danken.



Unsere Kinder wuchsen mit vielen Tieren auf. Johannes und Magdalena im Sommer 1969 in Hachelbich.

Die viele Arbeit, die große Kinderschar und nicht zuletzt die Mitarbeit in der Gemeinde waren wohl der Grund, dass ich mich von meiner schweren Erkrankung nicht erholen konnte. Auch trug das kalte und oft nasse Haus nicht unwesentlich dazu bei, dass sich mein Zustand nicht besserte. Kurz, meine Gesundheit stand auf dem Spiel. Der Lungenarzt hatte zu meinem Mann gesagt: »Ich gebe Ihrer Frau noch ein halbes Jahr, wenn Sie nicht bald hier wegziehen«. Aber wie sollten wir wissen, wohin? Vom LKA (Landeskirchenamt) bekamen wir auf die Frage nach einem geeigneten Kirchspiel zur Antwort, wir sollten uns an die Ausschreibungen halten. Darin stand zwar, wie groß ein Kirchspiel ist, was dazugehört, wie man sich bewerben soll etc. Aber ob ein geräumiges Pfarrhaus dort ist, ob die Gegend für Asthmatiker geeignet ist und so etwas, das mussten wir selbst herausbekommen. Kein Telefon, kein Auto...nun macht euch mal auf die Socken!

Wir wechselten in die Landeskirche Brandenburg und kamen (über Beziehungen meines Vaters) nach Baruth in der Mark. Ich »testete« eine Woche lang das dortige Klima und im Sommer 1970 zogen wir um. Es wurde uns ein Dienstauto angekündigt, wir hatten ein Telefon und genug Platz für die große Familie. Wie gut, dass ich Auto fahren durfte, von Können konnte keine Rede sein, denn ich hatte seit der Fahrprüfung vor sechs Jahren kein Auto mehr von innen gesehen. Aber meinem Mann wurde im Sommer 1971 mitgeteilt, dass ein Trabant-Kombi »zum Abholen in Berlin« bereitstünde. Unser Kantor erbarmte sich und fuhr mit uns zum angegebenen Termin, konnte auch noch Mängel abstellen lassen und fuhr mit uns aus der Stadt heraus. Auf einem »wildem Parkplatz« (es gab deren viele, wo z.B. ehemals ein Haus gestanden hatte) an der Straße hielt er an und überließ mir den Fahrersitz. Wie mir zumute war, kann man sich vorstellen. Der Trabi hatte eine Lenksäulenschaltung. Wegen der Behinderung meines Mannes hatte man ihm eine Hycomat-Schaltung zuerkannt. Als ich nun in den ersten Gang schalten wollte und das sehr schwer zu schal-

ten ging – hielt ich plötzlich den Schalthebel in der Hand – und aus war der Traum! Zum Glück konnte unser Kantor mit Hilfe einer meiner Haarklemmen den Schaden notdürftig flicken, so dass die elektronische Leitung wieder hergestellt war, doch fuhr er nun erst einmal selber bis nach Hause. Er hat mit mir die ersten Fahrstunden gefahren, doch bald wurde ich zum Selberfahren gezwungen. Dann musste für meinen Mann Lenkung und Handbremse auf links umgebaut werden, was wir selbst bezahlen mussten. Auch brauchte mein Mann erst einmal die Genehmigung zur Fahrschule, die er über Genex beschleunigt und bezahlt erhielt. Ich fuhr also meinen Mann täglich in die Kreisstadt Zossen und machte so in unserem umgebauten Auto noch einmal die Fahrstunden mit. Man kann nie genug lernen!

In Baruth lernten wir die Schule von einer anderen Seite kennen. Zunächst wurde ich von den Eltern für die Mitarbeit im so genannten Elternaktiv vorgeschlagen und auch gewählt. Es gab dafür nur wenige Freiwillige, daher meine Chance. Unsere Kinder waren alle nicht in der Organisation »Junge Pioniere« oder FDJ (Freie Deutsche Jugend) und DSF (Deutsch- Sowjetische Freundschaft) Mitglieder. Das wurde von der Lehrerschaft akzeptiert, da mein Mann mit dem Schulleiter alles besprochen hatte. Auch als in der Schule die Wehrkunde als regelrechtes Unterrichtsfach eingeführt wurde, gab mein Mann für alle unsere Kinder eine generelle Befreiung schriftlich in der Schule ab. Es wurde akzeptiert. Für die zur Jungen Gemeinde gehörenden Mitschüler setzte sich unser »Mitstreiter im Amt«, der Jugendpfarrer, aktiv und nachhaltig ein.

Ein dramatisches Erlebnis war die Einschulung unseres derzeit jüngsten Kindes, Siegfried, der durch seine sechs großen Geschwister von vornherein »abgestempelt« wurde. Schon in den großen Ferien fand für beide ersten Klassen zusammen eine Elternversammlung statt. Da die meisten Eltern zum ersten mal mit der Schule in Berührung kamen, wurde vieles allgemein Gültige gesagt und zuletzt auch

gefragt, wer denn im neu zu wählenden Elternaktiv mitarbeiten wolle. Ich war die Einzige, die sich meldete, doch das wurde nicht zur Kenntnis genommen.

In dem Vorschuljahr hatte es eine Gruppe von Kindern gegeben, die alle aus den umliegenden Dörfern kamen, dazu gehörte auch unser Sohn, der nicht im Kindergarten gewesen war. Als nun die neuen Klassen bekannt gegeben wurden, stellten wir fest, dass alle Kindergartenkinder in einer Klasse zusammengefasst worden waren. Die andere Klasse bestand aus den in der Vorschule gewesenen Kindern. Eine Ausnahme stellten wir fest: der Sohn der neuen Klassenlehrerin durfte nicht zu seiner Mutter in die Klasse, er kam also in die für ihn fremde Gemeinschaft. Damit er nicht mit dem Pfarrerssohn zusammen sei, kam unser Siegfried in die für ihn fremde Klasse, die sich schon seit Jahren vom Kindergarten her kannten.

Ende September, nach etwa vier Wochen Schule, wurde der erste Elternabend für unsere Klasse anberaumt. Mein Mann begleitete mich, da wir »Unheil« ahnten. (Sonst gingen wir jeder allein in die jeweiligen Klassen). Gegen Ende der Versammlung kam die Klassenlehrerin zum »letzten Programmpunkt: der »Wahl des Elternaktivs«. Sie bat alle Eltern nach vorn zu kommen, die bei ihrem Hausbesuch schon ihr Einverständnis zur Mitarbeit gegeben hätten. Wir merkten, meine Bereitschaft war nicht akzeptiert worden, denn bei mir war sie nicht gewesen. Als die Lehrerin gleich zur »Wahl« schreiten wollte, meldete sich mein Mann zu Wort. Das war damals absolut ungewöhnlich, denn es wurde nicht diskutiert! Er gab den versammelten Eltern zu bedenken, dass sich seine Frau schon damals bereit erklärt hatte und doch bitte mitkandidieren würde. Zunächst gab es eine betretene Stille. Man war nicht gewohnt, Einspruch zu erheben. Dann, meinte die Lehrerin, müsse eben eine von den bereitwilligen Eltern zurücktreten. Auch der Stellvertreter des Schulleiters, der offenbar »zur Unterstützung der Klassenleiterin« mitgekommen war, (er hatte kein

Kind in dieser Klasse), brachte irgendwelche faden-scheinigen Begründungen vor, warum ich nicht kandidieren könne. Doch wir kannten die Bestimmungen zu genau und konnten alle Einwände widerlegen. Es kam zu einer, von den beiden Lehrkräften sicher nicht beabsichtigten Diskussion, wodurch die Eltern erst richtig aufmerksam wurden. Die Wenigsten kannten meinen Mann und mich. Es wurde festgestellt, dass z.B. die vorgeschlagenen Mütter, ein Vater war dabei, alle in der Partei seien, alle Einzelkinder hätten udgl. und ich somit die Kinderreichen und Parteilosen durchaus vertreten könne. Ich weiß nicht mehr, was noch vorgebracht wurde, aber die Eltern wurden immer mutiger mit ihren Meinungen! Es kam zur Abstimmung und ich wurde von allen Eltern gewählt. Später hatten wir, nicht nur die gewählten Eltern, sondern auch die Lehrerin und ich, ein sehr gutes Verhältnis zueinander. Allerdings wurde mir nach Abschluss der 5. Klasse offiziell »gedankt« und der Abschied schriftlich gegeben. Ich war nicht böse darüber, hatte ich doch in den entscheidenden Grundschuljahren manches für die Kinder möglich werden lassen. Bald danach wurde unsere Jüngste, die zwölf Jahre nach dem siebenten kam, geboren, so dass ich meine Zeit lieber meinem achten Kind widmete.

Baruth i.d. Mark liegt nahe an Wünsdorf, dem »Hauptquartier der zeitweilig in der DDR stationierten Streitkräfte der Sowjetunion«. Das bekamen wir sehr oft zu spüren, wenn die Panzer unsere Straßen blockierten, die F 96 (heute B 96) in die Kreisstadt einfach umgeleitet wurde, da man nicht durch Wünsdorf fahren durfte, auch sonst überall russische Fahrzeuge den Verkehr »bereicherten«. Nicht wenige Unfälle passierten durch diese »Übungen«.

Wenn Manöver angesagt waren, konnte es geschehen, dass an den Panzertrassen russische Soldaten manchmal tagelang stehen mussten, um den sehr einzeln fahrenden Fahrzeugen den richtigen Weg an Gabelungen oder Kreuzungen zu weisen. Zwar war es verboten, mit den »Jungs« zu sprechen, doch gab es durchaus Gelegenheiten, wenn kein

Offizier in der Nähe war, sich mit ihnen zu unterhalten. So erinnere ich mich an eine Zeit im letzten unserer Pfarrdörfer in der Prignitz, wo die Panzertrasse direkt durch unser Dorf an den Häusern vorbei führte, dass einmal die jungen Kerle, die Posten stehen mussten, vergessen worden waren und drei oder vier Tage im Freien lagerten. Die Dorfbewohner brachten ihnen Eier, Speck udgl., damit sie sich diese über dem kleinen Feuerchen, das sie sich im Freien gemacht hatten, braten konnten. Von mir kamen der eiserne Tiegel dazu und Woldecken gegen die Kälte in der Nacht. Wie dankbar nahmen sie an, dass sie bei uns mal duschen durften. Es waren ganz junge Bürschchen. Sie waren von ihrer Heimat für fünf Jahre über 3000 km entfernt! Einmal hatten Panzer unsere Kirchhofsmauer zerfahren. Mein Mann erstattete Anzeige und schickte diese an den Rat des Kreises, den Rat des Bezirkes, das Mdl und nach Wünsdorf, was uns ja hinreichend bekannt war. Die Russen waren die Ersten, die sich meldeten, ich meine auch die Einzigen. Sie kamen gleich am übernächsten Tag zu uns ins Pfarrhaus. Während mein Mann mit dem Offizier im Musikzimmer verhandelte, stellte sich heraus, dass auf der Generalstabskarte unser Dorf nicht existierte, ebenso die anderen »Anlieger«. Ich machte Kaffee und etwas Gebäck zurecht. Da sah ich im Auto den jungen russischen Fahrer sitzen und erbat für ihn die Erlaubnis, hereinkommen zu dürfen. Während des Kaffeetrinkens bemerkte ich die sehnsüchtigen Blicke des Fahrers zu unserem Flügel. Auf meine Frage, ob er spielen könne, nickte er und setzte sich dann – auf ein wohlwollendes Zeichen seines Vorgesetzten hin – an den Flügel und spielte auswendig ein Stück von Tschairowsky, dass selbst der Offizier staunte. Freude machen kann so leicht sein!

Ein besonderes Kapitel waren die Bautätigkeiten, die ein Pfarrer oft zu beaufsichtigen hatte. So sollte im Zuge des Wiederaufbaues des Berliner Domes mit seiner Fürstengruft etlichen Kirchen in der Mark Brandenburg zu deren Renovierung die gleiche Summe an Fördermitteln zuteil werden, die auch

für den Dom gebraucht werden. Die Kirche in Baruth, 70 km südlich von Berlin gelegen, fiel unter diese Begünstigung. Das war natürlich eine große Herausforderung an unsere Kirchengemeinde. Wir mussten 1% der Bausumme an Eigenmitteln aufbringen, nicht leicht für die Gemeinde! Doch was uns vielmehr persönlich betraf, war die Beschaffung von Baumaterialien. Als z.B. die Dachdecker plötzlich ihre Arbeit nicht mehr weiter verrichten konnten, hieß es für uns, »irgendwo« Nägel für die Dachlatten zu besorgen. So musste ich des Öfteren auf die Suche nach dringend benötigten Materialien fahren. Oder später suchten wir einigermaßen passende Lampen, immerhin mussten sie nicht nur in eine große Kirche passen, sondern auch genug Licht verbreiten und – ich meine zehn bis zwölf – gleiche Kronleuchter sein. Leuchtstoffröhren kamen nicht in Frage. In meinem Trabant habe ich sie in mehreren Fahren herangefahren. Der heute dort amtierende Pfarrer weiß nicht, welche Mühe uns das damals gemacht hat, auch wenn aus jetziger Sicht eine Erneuerung dieser typischen DDR-Leuchten angebracht ist. Als wir später in der Prignitz das Material für sechs Kirchen – und Pfarrhausdächer zusammen suchen mussten, jede Dachlatte, jeden Dachziegel, Ausstiegsdachfenster für den Schornsteinfeger, und was derlei Dinge mehr waren, da sind wir hunderte Kilometer durch das Land gefahren und haben vor Ort gefragt, gebettelt, gefunden, Transporte organisiert und nicht zuletzt mit Hand angelegt beim Bauen. Auf diese Weise habe ich unsere Heimat kennen gelernt. Aber, so mühsam vieles gewesen ist, wir wurden durch die Erfolge, die wir dann auch erleben durften, belohnt.

Natürlich fiel es uns nicht leicht, dass wir in unserer Reisefreiheit eingeschränkt waren, aber wir hätten uns auch keine großen Fahrten leisten können. Dass wir unsere Verwandten »im Westen« nicht besuchen durften, war eine der schlimmsten Einschränkungen. Drei Geschwister meines Mannes waren Anfang der fünfziger Jahre übergesiedelt (s.o.), damals noch legal. Er hätte sie schon gern wieder gesehen. Ich kannte sie nur von Fotografien her. Als

denn auch die Schwester in Lippstadt zu ihrer Silberhochzeit alle ihre Geschwister eingeladen hatte, mit amtlicher Bescheinigung des dortigen Standesamtes und mein Mann auf seinen Antrag hin nur eine Ablehnung bekam, nahmen wir das zunächst als »normal« hin. Allerdings an dem Tag des Festes änderte sich diese Meinung schlagartig. Nach langer Anmeldezeit von denen aus kam ein Telefongespräch zustande. Mein Mann konnte nicht nur mit dem Silberpaar reden, er erfuhr auch, dass alle seine Geschwister aus Thüringen dort versammelt waren. Es war ein Sonnabend und neun von zehn Geschwistern feierten in fröhlicher Runde! Da machte er sich am Montag sofort auf den Weg ins Innenministerium in Berlin und beschwerte sich an oberster Stelle. Es ging laut und deutlich dabei zu, jedoch der Erfolg war, wir erfuhren endlich, wir sind als »Fluchthelfer« in den Akten geführt. Nach vielen Laufereien und Fahrten von einer Stelle zur anderen, bekam er aber doch die Reisegenehmigung nachträglich. Wenn auch die »Ost-Geschwister« inzwischen alle wieder nach Hause gefahren waren, mein Mann hatte erreicht, was er wollte! Von da an konnten wir mehrmals noch »nach drüben« fahren.

Nett war die Sache mit meinem Patenkind – keine Verwandtschaft! Elisabeth war in Neuguinea geboren und auch getauft worden. Nun wollte sie mich zu ihrer Hochzeit einladen. Dazu schickten mir die Eltern, die inzwischen seit einigen Jahren wieder in Deutschland wohnten, statt der Geburtsanzeige eine Kopie der Taufurkunde. Diese war ganz in Englisch geschrieben, jedoch stand mein Name, natürlich in Deutsch, als Patin mit darauf. Da von den Beamten offenbar niemand englisch lesen konnte, machte dieses Dokument Eindruck, obwohl kein Verwandtschaftsgrad darauf verzeichnet war. Ich durfte die Hochzeit meines Patenkindes mitfeiern.

Wenn ich heute, im Jahre 2008 an die Zeit in der DDR zurückdenke, so kann ich nicht umhin, unserem Gott zu danken für viele Wege, die ER uns geführt hat, auch gegen den Augenschein. Sicher,

wir haben oft nicht gleich die guten Absichten begriffen, doch konnten wir oft hintennach den besseren Sinn erkennen.

Für unseren ältesten Sohn hatten wir ganz in unserer Nähe einen Tischlermeister finden können, der ihn als Lehrling nehmen wollte. Dafür sollte er aber in die Berufsschule ganz ans andere Ende der Republik fahren, obwohl es in unserer Kreisstadt auch einen solchen Zweig der Berufsschule gab. Warum er so weit weg von zu Hause fahren musste? Um in Hildburghausen in der Jungen Gemeinde seine spätere Frau zu finden. Und ein anderer Sohn wollte im Vogtland Geigenbau lernen. Der Meister hatte mit uns schon den Vorvertrag fertig gemacht, es fehlte nur noch die »Zustimmung des Rates des Bezirkes«, da die Ausbildung in einem anderen als dem Wohnbezirk stattfinden sollte. Die Begründung für die Ablehnung: »Es gibt im Bezirk Potsdam bereits einen Geigenbauer«. Nun, statt Geigenbau lernte er dann Krankenpflege, das war der bessere Beruf für ihn. Aber Geige spielt er auch nebenbei noch!

Die Wege unserer acht Kinder sind ganz unterschiedlich gewesen. Zur EOS (d.h. zur Erweiterten Oberschule) war keines zugelassen worden, doch gab es ja z.B. das kirchliche Proseminar in Naumburg, dort haben zwei ihr Abitur gemacht. Auf dem



»Danke, lieber Gott, für so viele guten Gaben«. Unser Nesthäkchen Christfriede vor dem Erntedankaltar in Neuhausen (1983)

Umweg über die Abendoberschule hat es der Älteste absolviert und später auch studiert. Und die Jüngste, mit zwölf Jahren Abstand geboren, hat nach der »Wende« Gymnasium und Studium wie auch nun die Enkel, besuchen können. Es hat sehr unterschiedliche Erfahrungen im Erleben der »40 Jahre DDR« gegeben, und wir wünschen uns diese Zeit nicht zurück. Darum kann ich den 3. Oktober als Tag der Einheit nur feiern im Dank gegen unseren Gott, der uns all die Jahre hindurchgetragen hat und bitten, dass ER uns auch weiterhin vor Blutvergießen bewahrt und den Frieden erhält, der uns unverdient schon so lange geschenkt ist.

Ich möchte den Bericht schließen mit 3 Strophen aus einem in unserer Familie gern gesungenen Lied von Arno Pötzsch:

*Das weiß ich wohl zu sagen
von meines Lebens Fahrt,
wie hat in allen Tagen
mich Gottes Hand bewahrt!
Trotz Ängsten, Last und Sorgen
und wo ich's nicht gedacht,
fand ich mich doch geborgen
in Gottes Hut und Wacht.*

*Wie sollt ich je vergessen,
was Gott an mir getan,
mir freundlich zugemessen von
allem Anfang an!
Ich kann nur staunend schauen
die göttlich große Huld
und ihr mich anvertrauen
mit Los und Leid und Schuld.*

*Dem HERREN will ich singen
solang mein Mund sich regt,
solang IHM Lob zu bringen
in mir mein Herz noch schlägt.
Und sind's nur arme Weisen,
ach, zu gering für Gott,
ich will IHN dennoch preisen
im Leben und im Tod.*

Annemarie Haars, Helmstedt, schreibt im Blick auf ihre Erinnerungen

Zum Berufsweg meines Mannes, der als »Spätberufener« Pfarrer wurde, möchte ich meinem Bericht einige Erklärungen vorausschicken. Nach Abschluss der achten Klasse im Sommer 1951 – kaum 14-jährig – war meinem Mann der Weg zum Abitur verschlossen, da er als Großbauernsohn galt. Eine kaufmännische Lehre oder eine Lehre bei der Bahn war hauptsächlich Mädchen vorbehalten. Für Sprachen hatte er Interesse und so konnte er in Dahme/Mark von 1951 bis 1954 ein kirchliches Vorseminar besuchen. In dieser Zeit reifte in ihm der Entschluss, Pfarrer zu werden. Im kirchlichen Oberseminar in Potsdam-Hermannswerder bestand die Möglichkeit, das kirchliche Abitur zu erwerben. Voraussetzung war das vollendete 18. Lebensjahr oder eine abgeschlossene Berufsausbildung. Beides traf 1954 noch nicht zu. Dafür bot sich die Möglichkeit von 1954 bis 1957 eine Lehre als Großhandelskaufmann zu absolvieren. Nach Beendigung der Ausbildung erwarb mein Mann von 1957 bis 1960 das kirchliche Abitur. Dem damaligen Dekan von der theologischen Fakultät der Universität Greifswald, Professor Dr. E. Kähler, gelang es, die Absolventen mit kirchlichem Abitur an die Universität zu holen. Er hatte sich mit den Paragraphen der Hochschulgesetze der DDR vertraut gemacht.

So folgten fünf Jahre Theologiestudium in Greifswald, ein Jahr Vikariat in Irxleben bei Magdeburg und ein Jahr Predigerseminar in Brandenburg/Havel. Wir haben 1965 geheiratet und unser Sohn wurde 1967 geboren.

Erinnerungen

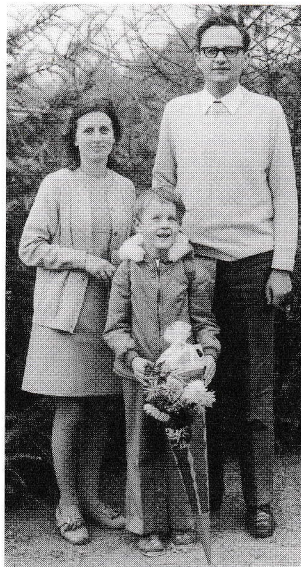
Im Herbst 1967 erfuhren mein Mann und ich, dass seine erste Pfarrstelle Walbeck sein sollte. Der Ort hatte ca. 1100 Einwohner und lag im Sperrgebiet zur Bundesrepublik Deutschland, in der Nähe von Helmstedt.

Zu dieser Pfarrstelle gehörten damals drei Gemeinden. Nach den vorgeschriebenen Prüfungen erhielten wir die Zuzugsgenehmigung und kamen Anfang

1968 dorthin. Pfarrhaus und Kirche befanden sich in schlechtem baulichem Zustand, aber daran ließ sich zur damaligen Zeit kaum etwas ändern (kein Bad und kein WC!).



Pfarrhaus in Walbeck



*Einschulung von Sohn Rainer
September 1973*

Im Jahre 1973 wurde unser einziger Sohn in Walbeck eingeschult. Als einziger Nichtpionier der Klasse und der gesamten Schule wurde er schikaniert. Der Druck wurde größer und so gaben wir später nach.

Im Herbst 1974 sollten wir Eltern bei einer Elternversammlung der Schule eine Unterschrift leisten, in der Israel als Aggressor verurteilt wurde. Wir verweigerten diese Unterschrift und wurden

noch am gleichen Abend beim Rat des Bezirkes gemeldet. Die Klassenlehrerin, die zu uns stand, gab uns davon Kenntnis. Da aber nach geraumer Zeit kein Vertreter vom Rat des Bezirkes bei uns auftauchte, können wir rückblickend dankbar feststellen, dass Gott es so gefügt hat.

Besuche im Sperrgebiet wurden nur Verwandten ersten Grades nach Erteilung einer Sondergenehmigung gestattet. Der Antrag dazu musste vier bis

sechs Wochen vor Reiseantritt gestellt werden. Wurde jemand krank oder war plötzlich anderweitig verhindert, musste ein neuer Antrag mit derselben Wartezeit gestellt werden. Fanden Wahlen oder Volksabstimmungen statt, dann fehlten zwei Stimmen, das waren dann wir.

Als wir im Februar 1977 die Pfarrstelle wechselten und nach Genthin zogen, fiel vom Walbecker Schuldirektor die Äußerung, dass mein Mann Staatsfeind Nummer eins sei.



*St. Trinitatiskirche
in Genthin, Anfang
der 90er Jahre
nach der Sanierung*

Genthin ist eine Kleinstadt und liegt zwischen Magdeburg und Brandenburg. Der Ort hatte damals ca. 17000 Einwohner, heute sind es etwa 14000. Unser Sohn musste sich in Genthin an die neue Schule und die neuen Mitschüler gewöhnen. Der politische Druck war nicht mehr so stark, aber als Pfarrerskind wurde er doch recht kritisch betrachtet und beobachtet.

Dafür, dass unser Junge nicht zur Jugendweihe ging, brachte man Verständnis auf. Doch mit dem Eintritt in die FDJ (Freie Deutsche Jugend) verhielt es sich Anfang der 80er Jahre etwas anders. Da unser Sohn sehr negative Erlebnisse aus seiner Walbecker Schulzeit hatte, bat er uns, unsere Zustimmung für die FDJ zu geben. Dieser Entschluss ist uns nicht ganz leicht gefallen.

Da unser Sohn sehr gute Leistungen in der Schule zeigte, hatte man ihm große Hoffnung für das Abitur gemacht. Es wurde ihm dann aber doch verweigert.

Nach Erwerb der »Mittleren Reife« – Abschluss der 10. Klasse – erhielt er auf Grund seines Wirbelsäulenschadens eine Lehrstelle bei der Deutschen Reichsbahn und das kam seinen Interessen sehr entgegen.

Erwähnen möchte ich noch, dass wir ebenfalls Anfang der 80er Jahre die Mitgliedschaft unseres Sohnes bei der GST (Gesellschaft für Sport und Technik – vormilitärische Ausbildung) verweigerten. Man wies uns darauf hin, dass wir ja aus der DDR ausreisen könnten, was wir nicht wollten. Mein Mann, der als Spätberufener Pfarrer geworden war, sah sein Aufgabenfeld in der DDR.

Nach sehr gutem Abschluss seiner Lehrzeit erhielt unser Sohn eine Delegation zum Fachschulstudium für Verkehrswesen. Ohne Dienst bei der NVA (Nationale Volksarmee) konnte er dies aber nicht beginnen. Unser Sohn hatte sich für den waffenlosen Dienst entschieden. So grenzte es an ein Wunder, dass er überhaupt einen Studienplatz bekam.

Im Mai 1987 wurde er für 1½ Jahre zu den Bau-soldaten eingezogen. In dieser Zeit gab es für uns Eltern manch bange Stunden. Man versuchte, unseren Sohn für die Stasi zu gewinnen. Er bekannte sich zu unserem christlichen Glauben und erklärte den Verzicht auf sein Studium. Gott hat uns bewahrt und geholfen. Dank des Einsatzes des damaligen Reichsbahnamtes blieb der Studienplatz erhalten.

Zwar konnte unser Sohn erst im November 1988 anfangen und nicht zum offiziellen Beginn des Studienjahres im September, aber hilfsbereite Kommilitonen erleichterten den verspäteten Start.

In die Zeit des Studiums fiel die Zeit der Wende und der Einheit, die – trotz mancher Probleme – ein großes Geschenk für uns ist. Wir würden sonst sicherlich nicht in Helmstedt wohnen, sind aber dankbar, dass es möglich wurde.

Erwähnen möchte ich noch, dass unser Sohn, der 1991 sein Studium als Verkehrsingenieur in Ostdeutschland mit Erfolg abgeschlossen hat, im vereinigten Deutschland noch immer um die volle Anerkennung kämpft.

Mein Leben als Pfarrfrau in der DDR

Rosemarie Hartmann

Wenn ich auf die Jahre in der DDR zurückschauen – Pfarrfrau war ich von 1962 an – stelle ich fest, dass es abwechslungsreiche, aber auch arbeitsreiche Jahre waren und dass es manche Belastungen gab. Noch heute gehe ich nur mit Beklemmungen in eine Schule.

Ich kann aber auch jetzt vieles dankbar genießen, was am Anfang und die Jahre der DDR hindurch fehlte: z.B. die Waschmaschine, das Telefon, den Geschirrspüler und die Heizung. Selbst das WC fehlte in einem der Pfarrhäuser, und das war für mich – in der Großstadt aufgewachsen – sehr beschwerlich. Auch erlebte ich es ganz neu, dass wir das Wasser vom Dorfbrunnen holen mussten, weil es noch keine Wasserleitung im Dorf gab. Die Ofenheizung war ich zwar von Hause aus gewohnt, aber was war das für ein Aufwand an Arbeit, und wie viel Schmutz gab es durch die Asche, bis alle Räume im Pfarrhaus und z.T. Gemeinderäume geheizt waren.



Das Pfarrhaus in See

Am schlimmsten waren die Winter, die hier im Osten besonders hart waren. Was habe ich gefroren! Und ich kam mir vor wie ein wandelndes Lumpenbündel mit all den übereinander gezogenen Sachen. Doch all diese beschwerlichen Lebensumstände waren zu bewältigen, wenn nicht andere Dinge uns zu schaffen gemacht hätten.

Die Freiheit war uns genommen, die äußere: wir durften nicht reisen, wohin wir wollten; und die innere: wir durften nicht denken, was wir wollten oder sollten es wenigstens nicht zeigen.

Es wurde vorgeschrieben, was wir und unsere Kinder zu denken hatten. Und unseren christlichen Glauben sollten wir möglichst ablegen. Dazu wurde ich schon 1955 aufgefordert, als ich Lehrerin werden wollte und bereits studierte. Das Studium musste ich abbrechen.

Dass wir nicht in die BRD reisen durften, tat manchmal weh. Z.B. als ich nicht zur Beerdigung meiner einzigen Tante fahren durfte. Andere durften nicht zur Beerdigung der Eltern fahren oder zur Hochzeit ihrer Geschwister. Wir kamen uns sehr eingesperrt vor.

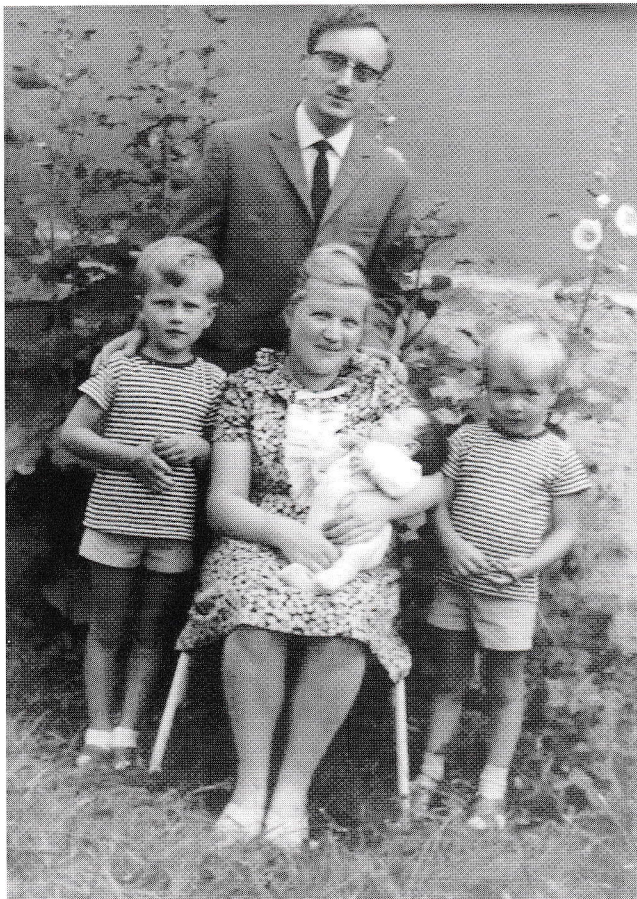
Am schlimmsten war es aber, was christlichen Kindern geschah und damit auch unseren. Es wurde in der Schule alles versucht, um ihnen den Glauben zu zerstören. Sie wurden ausgelacht von den Lehrern und den Schülern. Auf die Stunden der Christenlehre (kirchlicher Glaubensunterricht, weil es keinen Religionsunterricht gab) wurden andere Veranstaltungen in der Schule gelegt.

»Es gibt keinen Gott«. Dieser Satz wurde wie eine Gehirnwäsche bei jeder Gelegenheit in der Schule proklamiert.

Ich kam auch nicht in Frage als Mitglied der Elternvertretung und wurde in der Schule als ein Klassenfeind behandelt.

Pfarrer, Pfarrerin war kein geachteter Beruf. So war die ganze Familie verachtet.

Am folgenschwersten wirkte sich die Schulpolitik der DDR für unseren ältesten Sohn aus. Schon in der 1. Klasse wurde er benachteiligt, weil er nicht in der Pionierorganisation war. Er wurde von Schulveranstaltungen ausgeschlossen, und am Ende des



Rosemarie Hartmann mit ihrem Mann Johannes und den drei Söhnen (im Jahr 1969) von links: Friedhelm, Cornelius und Markus

1. Schuljahres wurde der zweitbeste Schüler als Bester ausgezeichnet. Das war für unseren siebenjährigen Sohn, der Bester war, schwer zu verstehen.

Als wir die Gemeinde wechselten, wurde es für ihn noch schwerer. Die Lehrer verstanden es, ihn in seiner Klasse zu isolieren, so dass die ganze Klasse – außer einem treuen Freund – gegen ihn stand. Für einen sensiblen und künstlerisch begabten Jungen hatten sie auf dem Dorf sowieso kein Verständnis. So bekam er mit 11 Jahren eine schwere Depression, konnte nicht mehr schlafen und wollte sich das Leben nehmen. Es war eine furchtbare Zeit für uns.

Auch unser zweiter Sohn hatte manches zu leiden, wusste sich aber besser zu wehren.

Wir beschwerten uns beim Ministerium für Erziehung und Bildung, hatten auch handfeste Beweise für die Diskriminierung unseres ältesten Sohnes. Daraufhin kam eine Schulinspektion und untersuchte die Verhältnisse an der Schule. Sie gaben in der Verhandlung der Schule recht und der Klassenlehrerin und gaben uns die Schuld, da wir unseren Sohn nicht in die Pionierorganisation hatten eintreten lassen. Dadurch wäre er isoliert. Wir gaben klein bei und ließen ihn eintreten.

Es fiel mir furchtbar schwer, denn ich hatte immer widerstanden, war auch eine Zeitlang deshalb von der Oberschule entfernt worden, hatte das Lehrstudium aufgegeben.

Aber die Gesundheit unseres Sohnes war uns wichtiger, deshalb gaben wir nach. Der Direktor der Schule wurde dann in den Innendienst ins Schulamt versetzt (er war im Dritten Reich braun und deshalb zu DDR-Zeiten besonders rot). Die Lehrer waren von da an sehr vorsichtig, und unser Sohn wurde nach und nach wieder gesund, wofür wir sehr, sehr dankbar sind.

Als Pfarrfrau in der DDR – es gäbe noch mehr zu erzählen, aber vieles betraf ja alle Menschen: Z.B. das Anstehen nach Mangelware (pro Person eine Banane oder einen Pfirsich, wenn es denn so etwas gab), die Bespitzelung im Pfarrhaus der Gemeinde.

Die Erfahrungen waren natürlich auch unterschiedlich. Deshalb bitte ich die Überschrift zu beachten: mein Leben als Pfarrfrau in der DDR.

Dieser Bericht erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Vielleicht können sich die LeserInnen vorstellen, mit welcher Freude und Dankbarkeit ich jedes Jahr den Tag der Deutschen Einheit feiere, z.B. vor zwei Jahren in der Dresdener Frauenkirche bei der Aufführung von der H-Moll-Messe von J.S.Bach.

Rückblick – gehalten von Eva Lange auf den »Segen durch den Bund« auch in den Jahren der Trennung

Wenn wir hier miteinander vor dem Reichtum stehen,
den all die Jahre der Gemeinschaft uns gebracht,
dann wollen wir auch miteinander sehen,
was das Besondere, das uns so dankbar macht.

Wir durften alle unsres Herren Ruf erfahren,
wir sollten Zeugen werden für die Größe dieses Herrn,
und waren doch so oft in all den Jahren
so leer, so arm, vom Dienst für Ihn so fern.

Da war es Trost, dass wir die Schwester fanden,
die gleiche Nöte kannte, ja auch manches Leid,
und dass wir uns im Kreis zusammenbanden
und uns nun halfen auf dem Weg zur Herrlichkeit.

Nun konnte miteinander Gottes Wort uns stärken,
das Wort, das ohne Schonung trifft bis in das Mark.
Und rechte Schwesternliebe ließ uns dann wohl merken:
Ja, Gott vernichtet, aber macht in Ihm dann stark.

Wir durften miteinander unsre Hände falten,
und für die schwache Schwester traten andre ein.
Wenn wir in Nacht und Licht nur ja an Ihn uns halten,
sind wir in diesem und in jenem Leben nie allein!

So oft gemeinsam wir an Seinen Tisch geladen,
gab Er uns Nahrung, die uns band an Ihn, das Haupt.
So oft wir hungrig kamen, gab Er uns aus Gnaden
sich selbst. Ist das nicht Reichtum, den uns keiner raubt?

Das ist die Gottesliebe, die uns nachgespüret.
Sie brach hinein in unsre Ichbezogenheit.
Sie gab Gemeinschaft uns, und hat uns hingeföhret
in diesen Kreis, der lebt und liebt durch die Barmherzigkeit.

Uns wurde Auftrag, selber Gottes Lob zu mehren
durch Hingabe, Gehorsam und durch Gottvertrauen.
Als offnes Herz, als hörend Ohr, zu Gottes Ehren,
so Andern helfend, die noch auf sich selber schau'n.

Das sei der tiefe Dank nach diesen Jahren,
dass wir im Bund als Seine Zeugen stehn.
Als die, die unverdiente Güte nur erfahren,
und die nun wartend ihrem Herrn entgegen geh'n.

Dankbare Erinnerung

Als wir in den 50er und 60er Jahren jährlich im Berliner Missionshaus waren zum Verantwortlichentreffen der östlichen Kreise, da gehörte es zur bewährten Weise, dass auch eine westliche Schwesternschar von etwa zehn zu Gast bei uns war.

Was waren wir an jedem neuen Morgen so voller Bangen und richtig voll Sorgen, wie sie wohl überkommen würden mit all den listig versteckten Bürden. Nie fing die Arbeit so richtig an, eh auch die Letzte das Ziel (bei uns) gewann.

Am Abend hieß es dann wieder fahren, weil sie im Westen zu Gäste waren. Was habt Ihr alles für uns auf Euch genommen! nur um in unsere Gemeinschaft zu kommen! Keiner von uns vergisst diesen Dank – das Gefühl des Vereintseins – ein Leben lang!

Als wir dann Woltersdorf gefunden, und die Erlaubnisscheine nicht nur für Stunden, sondern für drei Tage galten, konnten wir vieles in Ruhe gestalten. Da wurde das Band so richtig fest. Die Gemeinschaft war stärker als die Trennung in Ost und West.

Wie kostbar waren die Bibelarbeiten. Immer gehalten von beiden Seiten. Und dann die Pakete mit all den feinen Sachen! Ihr konntet uns richtig glücklich machen: Da gab es Kekse, Schoko, Kaffee, Wolle und Strümpfe und herrlichen Tee.

Zweimal sind wir noch in Potsdam gewesen, wir hatten die Stätten der Kunst erlesen, eh dann das große Wunder geschah: Keine Mauer, kein Stacheldraht mehr da: Nun sind wir richtig, ohne Grenzen, vereint. Wie gut hat es Gott mit uns gemeint.

In den beiden Gedichten drückt Eva Lange den Dank für den Segen durch den Pfarrfrauenbund in den Jahren der Trennung und für die Wiedervereinigung auch im so lange getrennten »Schwesternbund« aus.

In einem Büchlein sind unter dem Titel »In deinem Frieden bin ich geborgen« Gedichte von Eva Lange erschienen.

Der erste Vers aus dem Gedicht »Gebet« lautet:

*Die dunkle Nacht weicht einem lichten Morgen
und Sonnenröte grüßt in voller Pracht.
Ich bin so froh und fühl mich so geborgen,
Du, Vater, hast auch diese Nacht gewacht!*

Als ich (Schriftleiterin) unsere damals 90 jährige Eva Lange aus Sanitz um einen Bericht über ihr Leben als Pfarrfrau in der DDR bat, erhielt ich zur Antwort, dass sich das, was ihre fünf Kinder durchstehen mussten, nicht kurz ausdrücken lässt. Sie schrieb mir dann etwas Positives über ihre Pfarrfrauenzeit in der DDR:

Ein hoher Polizeioffizier fragte mich hinter verschlossener Tür: »Warum gehen Sie nicht zur Wahl?« Ich antwortete: »Weil meine Kinder benachteiligt werden, sie dürfen nicht zur Oberschule gehen.« Und dann erhielt ich eine besondere Antwort ohne Worte: eine Besuchsgenehmigung für mich im Westen.

Ich hatte folgendes Erlebnis: eine junge Polizistin, 33 Jahre alt, war erschüttert über die Krebserkrankung unserer Tochter, ebenfalls 33 Jahre alt. Sie versprach mir die Besuchserlaubnis in Westdeutschland auch ohne das »magische« Telegramm: »In Lebensgefahr«. Als ich die Dokumente abholen wollte, war die Polizistin krank. Ich bekam eine Ablehnung. Aber als ich wieder zuhause war, wurde ich vom Nachbarn ans Telefon gerufen (wir hatten noch keines). Sie war am Apparat und entschuldigte sich. Ich erhielt den Bescheid: »Sie können die Papiere abholen.« Auch so etwas passierte!

Rita Molineus, Kreischa, hält Rückschau:

Die Bitte, über »mein Leben als Pfarrfrau in der DDR« zu berichten, bereitete mir einige Stunden Schlaflosigkeit. So lange lag es hinter mir, dieses Leben, über zwanzig Jahre. Ich bin Jahrgang 1920, in Südamerika geboren (mein Vater war Auslandskaufmann) und wuchs in West-Berlin auf. Von den mancherlei Plänen, die einem jungen Menschen durch den Kopf gehen, war mir eines klar: Ich werde nie einen Pfarrer heiraten und nie in Sachsen leben!



Auf den Wegen, die ich durch Krieg und Nachkriegszeit geführt wurde, kam ich schließlich nach Hamburg. Dort begann ich mein Psychologiestudium, dort kam ich auch zum lebendigen Glauben. In der Studentengemeinde fand ich gute Freunde und manche neue Aufgabe. Doch nach fünf Semestern brach ich das Studium ab. Der Grund: Übersiedlung nach Sachsen, um dort einen Pfarrer zu heiraten!

Mein Mann hatte in Heidelberg und Bethel Theologie studiert. Als der sächsische Landesbischof Noth den Studenten von der Lage in der DDR berichtete, war es für ihn klar: Dort wollte er seinen Dienst als Pfarrer tun.

Wir heirateten in Zittau, wo damals seine Eltern lebten. Die Hochzeit feierten wir im Kreis der großen Familie.

Unsere erste Pfarrstelle war Rodau in der Nähe von Plauen, einem Dorf mit mehreren Nebendörfern. Hier wurden unsere beiden Töchter geboren. In diese Zeit fiel mein Eintritt in den damals so genannten »Pfarrfrauen-Schwesternbund«. An vielen Tagungen konnte ich teilnehmen, das Zusammenkommen in den Kreisen war immer eine Bereicherung.

Nach sechs Jahren wechselten wir nach Falkenstein / Vogtland. Dort trat mein Mann seinen Dienst als zweiter Pfarrer an. Falkenstein war und ist noch heute ein lebendige Gemeinde, zu der jetzt noch

Kontakte bestehen. Hier wurde unser drittes Kind, ein Sohn, geboren.

In der Gemeinde leitete ich den Mütterkreis, sang im Kirchenchor mit und wurde später Frauendienstleiterin.

Unsere Kinder gingen in Falkenstein zur Schule, verhältnismäßig unangefochten. Da sie nicht in der FDJ waren, war ihnen das Abitur versagt. Sie machten trotzdem ihren Weg. Zwei von ihnen haben eigene Familien. Alle stehen im lebendigen Glauben.

Mein Mann und ich waren die Einzigen unserer Familien, die in der DDR lebten. Nach dem Mauerbau waren wir noch mehr isoliert. Die Mutter meines Mannes, die nun im Westen wohnte, schickte manche Pakete und konnte uns auch besuchen. So haben wir den schwierigen DDR-Alltag nicht so krass erlebt.

Da mein Mann nach zwanzig Jahren im Vogtland noch einmal Pfarramtsleiter sein wollte, bewarb er sich im Dresdner Raum. 1970 kamen wir nach Kreischa in der Nähe von Dresden. Wieder leitete ich den Mütterkreis, betreute den Vorschulkreis und machte, um zu einem Rentenanspruch zu kommen, Putzdienst in Kirche und Diensträumen und erledigte verschiedene Schreibarbeiten. Basteln und Werkeln hatte mir schon immer Freude bereitet. Die Werkwochen des Sächsischen Evang. Kunstdienstes brachten viele neue Anregungen und führten mich zum zeitweiligen Mitmachen in eine Puppenspielgruppe.

1983 konnten wir ein kleines Haus am Rande eines der Nebendörfer unserer Gemeinde erwerben, das sofort bezogen werden musste. So pendelte mein Mann drei Jahre lang – bis zu seinem Ruhestand – täglich hin und her. Es gab einen Garten zum Anbau von Gemüse und Blumen und genug Auslauf im weiten Umfeld für einen kleinen Hund, der mir fünfzehn Jahre lang ein guter Kamerad war.

»Mein Leben als Pfarrfrau in der DDR« war ein wesentlicher Teil meines Lebens. Er hat mich geprägt, mir aber auch meine Grenzen und Schwächen deutlich gemacht. Ich danke Gott für seine Gnade und für seine Vergebung. IHM allein die Ehre!

Unter das Wort »Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet« möchte ich meinen Bericht stellen, schreibt Barbara Milus:

Was können Pfarrfrauen über ihr Leben in der DDR erzählen? Das wird sicher sehr unterschiedlich sein. Auch haben wir in den verschiedenen Jahrzehnten und in den unterschiedlichen Orten und Gegenden andere Erfahrungen gemacht. Darum möchte ich nur von der ersten Hälfte der achtziger Jahre erzählen. Da ich damals Tagebuch geführt habe, kann ich mir diese Zeit jetzt gut ins Gedächtnis zurückholen.

Mein Mann und ich wohnten in E., einem Dorf in der Nähe von Lutherstadt Eisleben. Mein Mann war bereits im Ruhestand. Wir wohnten im Pfarrhaus eines Ortes, der vorher zu seinen Gemeinden gehört hatte. Unsere Kinder waren aus dem Haus. Sie hatten ihre eigenen Familien. Sie hatten alle einen Beruf, der ihnen auch Freude machte. Abitur hatten sie nicht machen können. Trotz guten oder besten Leistungen in der Schule durften sie die »Erweiterte Oberschule« nicht besuchen. So war das eben damals in unserem Landkreis. Sie wohnten alle nicht sehr weit entfernt und kamen uns mit den Enkelkindern öfter besuchen. Zum Pfarrgrundstück gehörte ein großer Garten. Ich beteiligte mich am Gemeindeleben, leitete einen Mütterkreis und die Frauenhilfe. Bei Familiengottesdiensten wirkte ich mit. Vor meiner Heirat hatte ich meine Ausbildung im Burckhardthaus und hatte danach 5 Jahre als Gemeindehelferin gearbeitet. Heute nennt man diesen Beruf Gemeindepädagogin.

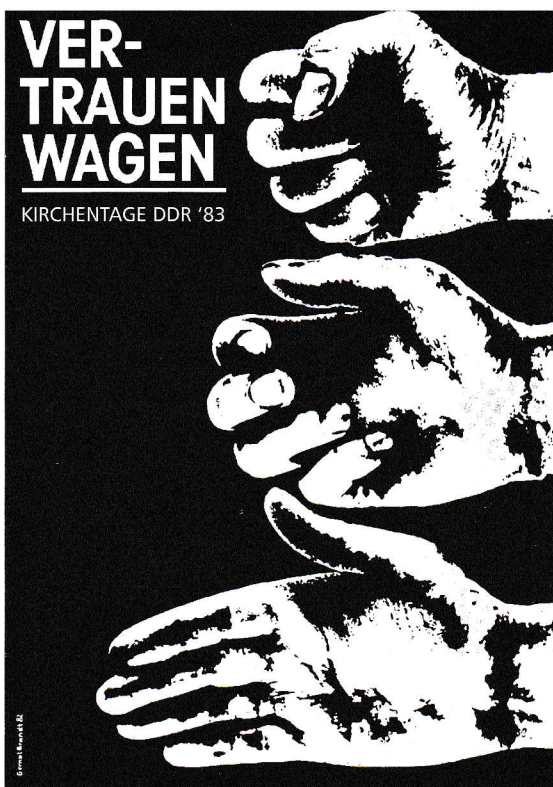
Seit einiger Zeit war ich Kreiskatechetin des Kirchenkreises »Mansfelder Land«. Dieser umfasste knapp 70 Gemeinden. Mit dem Auto, meinem blauen Trabant, besuchte ich Katechetinnen und die Christenlehregruppen. In mehreren Orten hielt ich Christenlehre. Die meisten Katechetinnen waren Pfarrfrauen. Monatlich einmal kamen die Katecheten zum Konvent zusammen. Meist waren auch einige Pastoren und eine Pastorin dabei. Sie hielten in ihren Gemeinden die Christenlehre. Diese Konvente wurden gut besucht. Neben der »Weiterbildung« gab es Gelegenheit zur Aussprache. Über Schwierigkeiten mit Lehrern, über Ärger und Freuden wurde gespro-

chen. Gemeinsam haben wir Kindertage und Kinderrüstzeiten vorbereitet und durchgeführt. Da waren dann eine Menge Kinder zu Gotteslob, Spiel und Frohsinn zusammen. Das war Stärkung für die Kinder, deren Eltern und die Gemeinden. Denn oft wurden die Kinder von anderen Kindern und auch Lehrern verlacht. Das sollte zwar nicht sein, kam aber immer wieder vor. Solange meine eigenen Kinder zur Schule gingen, konnte ich mit den Lehrern sprechen. Später lehnten Lehrer jeden Kontakt mit mir ab.

In E. hatten wir ein geräumiges Pfarrhaus, das wir mit einem älteren Ehepaar zusammen bewohnten. Wasser und WC waren im Haus. In unserem Bad hatten wir eine über 100 Jahre alte Badewanne. Das Wasser wurde im Badeofen erwärmt, welcher mit Briketts und Braunkohle beheizt wurde. Leider ging der Badeofen oft kaputt. Konnte er nicht repariert werden, so musste ein neuer besorgt werden. Da war »Vitamin B« (Beziehungen) nötig. Die Kohlen zum Beheizen, auch der Kachelöfen, mussten wir aus der alten Scheune über den Hof und 32 Stufen hochtragen. Das war mühsam. – Schwierig war auch, dass wir kein Telefon hatten und auch keins bekamen. 1979 hatten wir einen Antrag auf Anschluss eines Telefons gestellt. Mindestens alle 2 Jahre wiederholten wir diesen Antrag. Alles vergebens. Da ich meinen Dienst ohne Telefongespräche nicht durchführen konnte, fuhr ich jeden Montag-Vormittag nach Eisleben ins Gemeindebüro. Dort konnte ich telefonieren und wurde angerufen. Als der Propsteikatechet von Halle mich einmal dringend sprechen wollte, schickte er ein Telegramm, ich möge ihn anrufen. Daraufhin fuhr ich 5 km zu meinem Sohn nach H. und telefonierte dort. In E. hatte ich einige Male bei einem Nachbarn, einem LPG-Vorsitzenden, telefonieren können. Das hatte jemand gesehen. Nun durfte ich dort nicht mehr anrufen.

Im Jahre 1983 wurde in der DDR an den 500. Geburtstag von Martin Luther mit mancherlei Feiern und Veranstaltungen gedacht. Zwei Lutherkomitees

wurden gegründet. Der Staat hatte als Symbol eine Rose mit 4 Blütenblättern, die Kirche die bekannte Lutherrose mit 5 Blütenblättern. Die DDR hatte 7 regionale Kirchentage genehmigt, jeweils von Freitag bis Sonntag. In der Lutherstadt Eisleben durfte vom 17. bis 19. Juni ein Kirchentag sein. Dazu gehörte auch ein Kinderkirchentag. Er sollte in der Annenkirche auf dem Berg und deren weiten Gelände sein. Der Propsteikatechet und die Kreiskatecheten der Propstei Halle übernahmen die Vorbereitungen und hatten viele gute Ideen. Die Katecheten aus dem Mansfelder Land sorgten für örtliche Räume und Plätze und ein zusätzliches »Regenprogramm«. Auch an Getränke musste gedacht werden. Damit die übliche Brause nicht aus Flaschen getrunken würde, hatte ich das Partnerdekanat um Plastik-Trinkbecher gebeten. Freudig überrascht war ich, als der Dekan nach E. kam und nicht nur 1000 Trinkbecher, sondern auch einen Karton mit Gläsern voller fruchtigem Getränkepulver brachte. Für die 700 Kinder war es beim Kirchentag eine besondere Freude, Saft aus dem Westen zu bekommen.



Das Thema der Kirchentage war: VERTRAUEN WAGEN: Wir sprachen es uns oft zu. Kurz vor dem Kirchentag durften wir in der Öffentlichkeit Plakate und Hinweise für den Kirchentag anbringen. Dort, wo kurz vorher noch ein Spruchband verkündet hatte »Die Lehre von Karl Marx ist allmächtig, weil sie wahr ist«, da konnte man nun lesen: Vertrauen wagen. Unser Bischof Werner Krusche predigte beim Eröffnungsgottesdienst über diese Losung. In der Andreaskirche hingen viele gefaltete Papierflügel. In kleinen Gruppen wurden darauf unsere Hoffnungen und Sehnsüchte geschrieben. Danach wurden diese Flügel zum Altar vorgebracht.

Nach dem Gottesdienst durften wir die Wünsche der anderen lesen. Die Kirche leerte sich allmählich. Ich war noch im Altarraum und sah, wie ein Mann zum Bischof ging und ihm einen der Flügel zeigte. Auf dem stand: Vergesst den 17. Juni nicht. Ruhig entgegnete der Bischof: »Wenn Sie unter den tausenden Blättern dieses eine herausgefunden haben, dann haben Sie das selbst geschrieben.« Wortlos ging der Mann weg.

Der Kirchentag war für uns alle eine große Stärkung. Bei der Schlussveranstaltung am Sonntag-Nachmittag waren etwa 9000 Menschen auf dem Marktplatz rund um das Lutherdenkmal versammelt. Auch viele Kinder und Jugendliche waren dabei. Als die Gäste wieder heimwärts fuhren, begann das große Aufräumen. Die Stadt hatte verlangt, dass der Marktplatz sauber gefegt werden müsse. Das übernahm Pastor M. mit seiner Gemeinde und seinen sechs Kindern. Die Anwohner vom Markt sagten danach: So sauber wie jetzt ist der Markt noch nie gewesen!

Andere Pastoren und Helfer mit entsprechenden Fahrzeugen entfernten Plakate und Hinweise. Um 24 Uhr durfte nichts mehr in der Öffentlichkeit an den Kirchentag erinnern. Ich selbst fuhr erst mit Gemeindegliedern nach Hause und später nochmals nach Eisleben. Im Pfarrgarten von Pastor M. fand eine kleine Nachfeier statt.



Pfarrfrau
Barbara Milus

Wir haben in der DDR mit mancherlei Bedrängnissen, Schwierigkeiten, Ängsten und Nöten leben müssen. Wir konnten aber im Glauben an den Herrn getrost und zuversichtlich sein. Wir haben seine Hilfe immer wieder erfahren. Wir konnten dankbar und auch fröhlich sein.

Auf meinen Wunsch hin hat Barbara Milus folgendes in der DDR Erlebte und Gehörte aufgeschrieben (Redaktion):

Mein jüngster Sohn Andreas, er war damals im ersten Schuljahr, kam mittags aus der Schule und sagte zu mir: »Mutti, ich möchte jetzt auch in der Schule mitessen«. Es entwickelte sich zwischen uns dieses Gespräch. Ich: »Warum möchtest du denn in der Schule essen?« Andreas: »Dort kann man sich jetzt das Essen aussuchen!« Ich: »Das kann ich mir gar nicht denken. Kochen die Frauen in der Schulküche für die wenigen Kinder mehrerlei Essen?« Andreas: »Ja, dort gibt es jetzt verschiedenes Essen.« Ich: »Woher weißt Du das denn?« Andreas: »An der Schule ist jetzt ein großes Schild, darauf steht: WAHLLOKAL.«

Käthchen, meine etwa vierjährige Tochter, war mit mir in der Waschküche. Ich rupfte Hähnchen für das Sonntagsessen. Wir unterhielten uns. Beim

Erzählen kam sie mir immer sehr nahe und die Federn flogen in der Waschküche umher. Einige Male habe ich Käthe ermahnt, mir nicht immer wieder so nahe zu kommen, denn ihr Kleid war schon mit etlichen Federn bedeckt. Als sie beim Unterhalten wieder so dicht an mich herandrückte, sagte ich: »Bleib bitte ruhig stehen, denn sonst rupf ich Dich auch noch.« Da schaute mich Käthchen mit großen Augen an und fragte: »Da hast Du den Vati wohl auch so gerupft?« (Auf dem Kopf meines Mannes gab es nämlich kahle Stellen).

Es war Anfang der fünfziger Jahre in der Christenlehre. In einem Bauerndorf versuche ich in der Passionszeit den Kinder das Wort PASSION nahe zu bringen. Passion heißt Leiden: Passionszeit..., Passionslieder..., Passionsgeschichte..., Passionsandacht..., PASSION: Jesu Leiden.

Da meldet sich ein Junge und sagt: »Mein Vater schimpft auch immer: Diese PASSIONSGENOSSENSCHAFT!« Da habe ich lieber geschwiegen. Der Junge meinte: »PRODUKTIONSGENOSSENSCHAFT«. Für die LPGs wurde damals von den Funktionären geworben und die Bauern wurden zum Eintritt gezwungen.

Ein oft erzählter Witz, da es in der DDR nur zu besonderen Anlässen Südfrüchte gab (nach Anstehen pro Person eine Apfelsine): »Haben Sie schon gehört, in Leipzig soll es Bananen-Automaten geben? Man steckt oben eine Banane rein, da kommt u n t e n eine DDR-Mark raus.«

Oder ein ebenfalls häufig gehörter Witz: »Leipzig soll zur Heiligen Stadt erklärt werden, weil die Leute dort so fromm sind.« »Wirklich?« »Ja, die Leute dort fasten vor der Messe und nach der Messe!«

Als Witz kursierte:

Das Nationalspiel der DDR war nicht SKAT sondern: SKET das heißt: **S**ehen – **K**aufen – **E**inlagern – **T**auschen.

Aus einer Fülle von Erinnerungen schreibt Christa Rohr aus Falkenberg in Kürze

Als wir heirateten, hatte mein Mann schon eine Pfarrstelle. Wenn politische Wahlen anstanden, kamen jedes Mal Parteileute der CDU zu uns ins Pfarrhaus, um uns zu drängen, uns an der Wahl zu beteiligen. Es gab harte Auseinandersetzungen, doch wir blieben standhaft. Nach einigen Jahren ließ man uns in Ruhe, aber zuvor war es jedes Mal eine Zitterpartie gewesen.

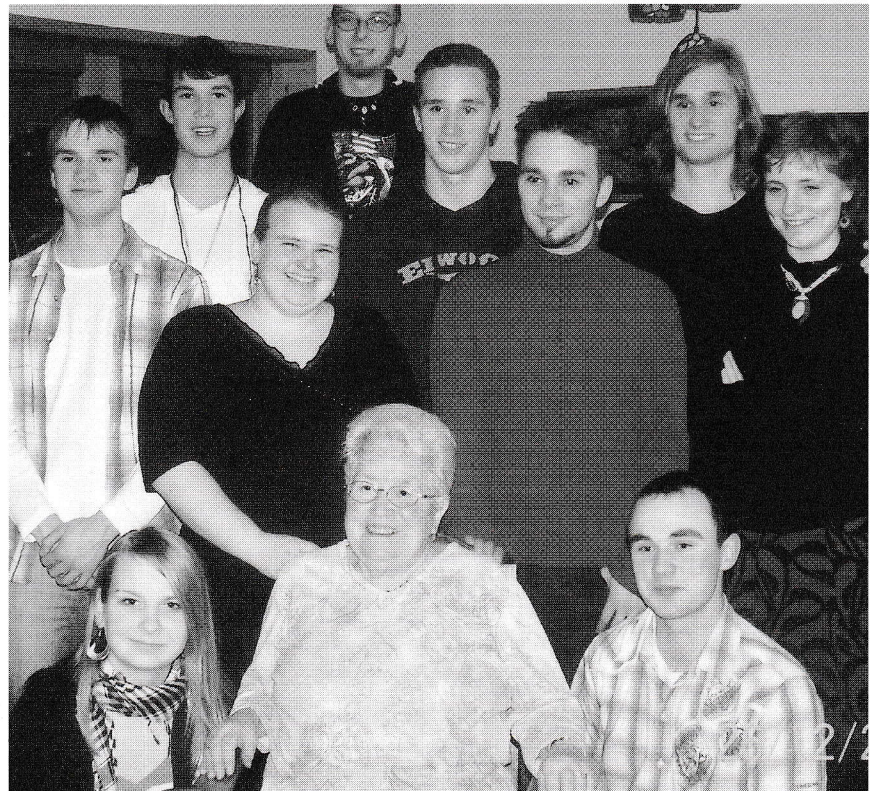
Jedes Jahr, wenn das neue Schuljahr begonnen hatte, wurde das neue »Elternaktiv« gewählt. Die Frau eines Predigers der hiesigen Bibelschule vom Gnadener Gemeinschaftswerk und ich, unsere Kinder waren in der gleichen Klasse, meldeten unsere Bereitschaft an, im »Elternaktiv« mitzuarbeiten. Aber uns übersah man geflissentlich. Es war für die Lehrerin nicht einfach, Freiwillige aus der Elterngemeinschaft zu gewinnen. Nach umständlichem Hin und Her hatte sie dann die genügende Anzahl zusammen.

Uns ging es nicht um politische Hintergründe, sondern um eine gute Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule. Nach einigen Schuljahren blieb der Lehrerin nichts anderes übrig, als die Frau des Predigers ins »Elternaktiv« wählen zu lassen, da von keinem anderen Bereitschaft gezeigt wurde und die Zahl erreicht werden musste. Das ging dann einige Monate gut, bis man mit der Forderung ans »Elternaktiv« herantrat, bei Elternbesuchen Werbung für die Jugendweihe zu machen. Das bedeutete für die Frau des Predigers den sofortigen Austritt aus dem »Elternaktiv«.

Es ging in den Jahren der DDR nicht um den einzelnen Schüler, ob er im schulischen Bereich Hilfe brauchte, sondern nur um die Politik des SED-Staates.

Bei einem Elternabend für Konfirmanden machte mein Mann den Eltern klar, was Jugendweihe bedeutet. Irgend jemand musste das Gespräch den staatlichen Stellen gemeldet haben, er bekam eine Vorladung zwecks staatlicher Belehrung. Ein Amtsbruder aus dem Kirchenkreis wollte ihn begleitet, aber er wurde nicht in den Verhandlungsraum gelassen. Zur Verlesung der Anklage musste mein Mann wie bei einer Gerichtsverhandlung aufstehen. Ihm gegenüber saßen sieben Parteileute. Es war eine lange Liste voller Anklagen. Zum Schluss sollte er das Protokoll unterschreiben, was er verweigerte. Durch Einsatz des Superintendenten wurde die Sache eingestellt. Doch die seelischen Belastungen, denen ich als Frau und Mutter ausgesetzt war, waren schlimm.

Aber nur im gemeinsamen Tragen im Glauben und im Bleiben an Gottes Wort haben wir Erfahrungen mit unserem Herrn gemacht. Und die möchten wir nicht missen.



Christa Rohr im Kreise ihrer zehn Enkelkinder, Weihnachten 2007

»In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet« – Liesbeth Sternberg

Unter diese Liedzeile stellte Liesbeth Sternberg geb. Köhler ihre Lebenserinnerungen. Sie gab mir vor einigen Jahren ihre Aufzeichnungen, die sie und ihr Mann hinsichtlich ihrer Erlebnisse und Bewahrungen Gottes in ihrer Dienstzeit als Pfarrersleute in der DDR niedergeschrieben haben. Ich versuche, aus dem umfangreichen Band einige wichtige Ereignisse für das Sonderheft zusammenzustellen (Redaktion).

Die Erziehung in einem christlichen Elternhaus war für Pfarrersehepaar Johannes-Georg Sternberg und Liesbeth geb. Köhler richtungsweisend und prägend. In beiden Elternhäusern wurde versucht, trotz Widerstand durch die Regierenden in der NS-Zeit den Weg als Zeugen Jesu Christi zu gehen.

Liesbeth wuchs in Thüringen auf. Bei der Einsegnung an ihrer Konfirmation in der Zeit des Zweiten Weltkriegs bekam sie den Spruch: »Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade« (Hebräer 13, 9). Im Büro bekam sie Schwierigkeiten durch ihren mutigen Einsatz für russische Kriegsgefangene. Der Chef sorgte, dass sie aus »Sicherheitsgründen« Lernschwester wurde. Viel Furchtlosigkeit zeigte sie in den letzten Kriegstagen. Nach dem Krieg begann sie ihre Ausbildung als Katechetin in Halle. Durch ihren Dienst in Langensalza lernte sie Vikar Johannes-Georg Sternberg kennen. Im Oktober 1951 traute Vater Sternberg (einst Pfarrer in Erfurt, er hielt sich im Dritten Reich zur Bekennenden Kirche) das junge Paar. Der Trauspruch lautete: »Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen« (Josua 24, 15).

Frau Sternberg erzählt: »Unsere erste Pfarrstelle war in Nelben an der Saale. Wir wurden von unserer Frauenhilfsleiterin, die auch Organistin war, sehr herzlich empfangen. Die Haussammlung übernahm ich das erste Mal alleine, um dadurch die Leute kennen zu lernen. Schlimm war unsere Wohnung durch die Flöhe, die ich bekämpfen musste. Ein halbes Jahr habe ich täglich alle Räume im Pfarrhaus mit Lysol gewaschen, die Matratzen eingepudert, die

Treppe hinunter geschleppt, ausgebürstet und wieder hoch getragen.

Um meinen Mann zu entlasten, hielt ich den Kindergottesdienst. Eine kleine Nachbarin, ungefähr fünf Jahre alt, kam regelmäßig und erzählte dann fast wörtlich die Geschichte vom Kindergottesdienst ihrer Mutter. Doch eines Tages kam sie sehr aufgeregt nach Hause und sagte: »Mutti, stell dir vor, die Frau Pastor hat heute zum Herrn Pastor »Hans« gesagt.« Eines Sonntags sagte sie zu ihrer Mutter: »Mich schickst du zum Kindergottesdienst, aber warum gehst du nicht zum großen Gottesdienst?« (Das berichtete mir meine Nachbarin).

Die erste Wahl brachte Verleumdungen gegen uns. Die Bauern und die Kahnbesitzer waren enteignet worden, somit wählten sie alle den westlichen »EVG-Vertrag« und nicht den »Friedensvertrag«. In drei Ortschaften hielt ich auch die Christenlehre (alles zu Fuß). Die erste Weihnacht in unserer Ehe ist mir unvergesslich geblieben, weil mein Mann krank wurde und ich keinen Pfarrer fand, der noch die Gottesdienste am Heiligen Abend hätte übernehmen können. So musste ich die Gottesdienste halten.«

Im Frühjahr 1954 begann der Pfarrdienst in der Gemeinde Strenz-Naundorf mit dem Pfarrsprengel Nelben. Frau Sternberg schreibt dazu im Rückblick: »Es war im Januar bei zwanzig Grad Kälte, ich war im fünften Monat schwanger, als wir umzogen. Auf der vier Kilometer langen Fahrt sind uns alle Kartoffeln und Einweckgläser eingefroren. In keinem Zimmer im Pfarrhaus konnten wir heizen, weil alle Schornsteine verstopft waren. Kein warmes Essen konnte ich kochen. Es gab damals noch die Lebensmittelmarken, mein Mann hatte geringes Gehalt.«

Der Sohn Gotthilf und die beiden Töchter Christine und Johanna wurden in der Strenz-Naundorfer Gemeindezeit geboren. Immer wieder erlebte Familie Sternberg Not durch Anfeindung, aber auch die Bewahrung Gottes in mancherlei Gefahr. Anlässlich

einer Wahl kamen einige Wahlhelfer, die von Haus zu Haus gehen mussten, ins Pfarrhaus, um Frau Sternberg abzuholen. Sie meinte, dass ihre beiden Beine sie dorthin noch selber tragen würden. Und auf die Frage, warum sie dann nicht zur Wahl gehe, erklärte Frau Sternberg: »Weil ich bei Ihnen keine Wahl habe. Nur einen Zettel in die Urne einstecken, ist das eine Wahl? Sie können nicht von mir verlangen, einen atheistischen Staat zu wählen, der gegen Gott ist und ich genau weiß, dass es Gott gibt« Gott hielt sichtlich die Hand über Frau Sternberg, denn danach fahndete die Kriminalpolizei nach ihr.

In der zweiten Gemeinde in Alt-Haldensleben mit Vakanz Hundisburg wurde Familie Sternberg lieb empfangen, 13 Jahre waren sie dort im Pfarrdienst. Der Gemeindegemeinderat stand hinter ihrem Dienst. Aber hier begannen die Probleme ihrer Kinder mit den Mitschülern. Frau Sternberg schreibt: »Als unsere Kinder zur Schule eingeführt wurden, konnten wir jedesmal nicht dabei sein, weil diese Feier immer am Sonntag und ausgerechnet zur Gottesdienstzeit war. Vom ersten Tag wurden die Kinder von ihren Mitschülern geschlagen und mussten darum oft Umwege auf dem Heimweg machen. Wir konnten sie nicht zu den »jungen Pionieren« schicken, nicht zur FDJ und nicht zur »Jugendweiche«. Wir konnten ihnen nicht erlauben, ein Lied zu erlernen, das gegen Gott aussagte. Da waren sie isoliert, zum Beispiel schon morgens früh beim Fahnenappell.

Einige Tage nach dem Mauerbau am 13. August 1961 in Berlin wollte man von uns wissen, was wir dazu zu sagen hätten. Ich sagte: »Es ist einmalig in der Geschichte, dass man ein Volk einmauern und einmischen muss, damit es nicht abdampft«. Die Losung im Losungsbüchlein der Herrnhuter Brüdergemeine lautete am Tag des Mauerbaus: »Er wird als ein Durchbrecher vor ihnen heraufziehen, sie werden durchbrechen und durchs Tor hinausziehen und ihr König wird vor ihnen hergehen und der Herr an ihrer Spitze.«

Einmal wurde der Sohn Gotthilf wieder so misshandelt, dass Frau Sternberg zur Schule ging und die Schüler im Klassenzimmer zur Rede stellte. Sie erfuhr den Grund der Quälerei: Gotthilf habe die Erklärung zum Einmarsch der DDR-Truppen in die Tschechei nicht unterschrieben, sondern gesagt, er müsse zuerst seine Eltern fragen. Der Direktor kam ins Klassenzimmer, nahm Frau Sternberg mit in sein Zimmer und dort kam es zu einer Aussprache, in der sie standhaft ihren Glauben bezeugte. Nachdem die Kinder weiterhin geschlagen und geplagt wurden, schrieb Frau Sternberg an den Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht und bat um Ausreise in die Bundesrepublik. Es kam keine Antwort. Als Gotthilf erneut sehr misshandelt und von den Mitschülern bedroht wurde, schrieb Frau Sternberg wieder nach Berlin und rief dann die Schule an. Bei dem sofort stattfindenden Gespräch im Zimmer des Schuldirektors waren außer dem Direktor auch der Schulrat, die Klassenlehrer und noch andere Männer anwesend (vermutlich Stasi und Parteisekretär). Nachdem der Brief von Frau Sternberg an den Staatsratsvorsitzenden Ulbricht vorgelesen wurde, durfte sie die Vorfälle berichten. Der Schulrat meinte zum Direktor: »Sie haben das alles gewusst und nichts unternommen? Befinden wir uns hier im Wilden Westen oder in der DDR? Natürlich können wir Sie nicht zu den bösen Kapitalisten schicken, davor müssen wir Sie alle schützen.« Antwort von Frau Sternberg: »Vor denen habe ich keine Angst.«

Die Kinder hatten dann eine Weile Ruhe. Aber als wieder etwas passierte, war Frau Sternberg am Ende ihrer Nervenkraft. Da die Wahl zu den Staatsorganen bevorstand, schrieb sie fünf Zettel mit den Worten: »Rette dich und dein Volk, gehe NICHT zur Wahl (Das Wort »nicht« hatte sie rot unterstrichen). Nachdem sie den fünften Zettel anbringen wollte, hatte sie »Begleitung«. So nahm sie den Zettel an der Haustüre wieder ab und verbrannte ihn. Als zwei Beamte auftauchten und danach fragten, gab sie wahrheitsgetreu Auskunft. Von da ab hatte sie »ständige Begleitung«, wenn sie das Haus verließ.

Sie schreibt: »Auch im Urlaub an der Ostsee gingen wir nicht verloren.«

Nach diesem Urlaub machten zwei Beamte vom Staatssicherheitsdienst einen Besuch im Pfarrhaus und wollten wissen, was Frau Sternberg gegen den Staat hätte. In dem langen Gespräch zeigte sie mutig und furchtlos das Unrecht auf, das vom Staat aus geschah: Unterschlagungen von Paketen aus dem Westen, Enteignungen, Verhaftungen ... Von den Neukirchener Andachtskalendern käme nur immer die Rückwand an die Empfänger ... Auf die Frage von Frau Sternberg, was mit diesen Kalendern geschehen würde, erhielt sie zur Antwort: sie kämen in den Zerreißwolf. Darauf erwiderte Frau Sternberg: »Da gehört die DDR schon längst hinein.« Sie bezeugt, dass Gott die Hand über sie gehalten hat und ihr bei dem Verhör und den folgenden Verhören die richtige Antwort schenkte.

Zusammen mit einer anderen Schülermutter nahm Frau Sternberg an der Beerdigungsfeier einer Lehrerin teil, die auch die Sternberg-Kinder unterrichtet hatte. Die Schüler standen Spalier in Pionieruniform, die Lehrer waren versammelt, es war eine riesige Beerdigung. Das Kruzifix stand auf dem Altar in der Aussegnungskapelle (manchmal wurde es bei ausgetretenen Gemeindemitgliedern jedoch weggenommen). Frau Sternberg schreibt: »Man wartete auf den Redner. Plötzlich sagte eine Stimme zu mir: ›Der Redner kommt nicht eher, als bis du deine Schuld bekannt hast.‹ ›Ich kann nicht, Herr.‹ So ging es eine Weile: Der Redner kommt nicht eher... Dann wurde ich wie von einer Hand vom Stuhl gehoben und musste die Worte sagen: ›Jesus spricht: Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. Mit Frau R. bin ich oft im Bus nach Magdeburg gefahren, aber ich habe ihr nie etwas von Jesus gesagt, ich bin schuldig.‹ Da saß ich wieder, völlig zerschlagen. Es kam dann der Redner. Ich sah das Kopfschütteln vor mir. Als ich nach der Beerdigung heimkam, klingelte das Telefon und ich musste zum Verhör in die Schule kommen. Es folgten weitere Verhöre.

Ich habe in dieser Zeit kaum etwas essen können. Beim letzten Verhör sagte der Beamte: ›Wir haben alles überprüft, Sie haben uns viel Arbeit gemacht – und dabei zeigte er auf die dicke Akte. Ich sagte: ›Es tut mir leid.‹ Dann folgten weitere Fragen. ›Nax, sagte der Beamte, ›Sie haben ja schon ein bewegtes Leben hinter sich. Also, Frau Sternberg, Sie haben damit gerechnet, dass wir Ihnen den Kopf abmachen. Wir werden es nicht tun, als was betrachten Sie das?‹ ›Als ein Wunder Gottes.‹ sagte ich. Er fuhr fort: ›Sie sind immer bei der Wahrheit geblieben, haben schützend die Hand über andere gehalten, ich bin 25 Jahre im Amt, aber so einen Fall, wie den Ihren, habe ich noch nicht erlebt. Solche Leute wie Sie achten wir sehr. Da Ihnen nichts geschehen wird, was sind Sie denn nun bereit, für uns zu tun?‹ Meine Antwort: ›Ich möchte bei der Wahrheit bleiben. Für Ihren Staat kann ich nur das tun, was ich vor Gott und den Menschen verantworten kann.‹ Der Beamte schrieb alles auf und sagte dann zu mir: ›Wenn Sie einmal in Not sind, dann kommen Sie zu mir. Ich werde Ihnen immer helfen.‹

Das war ein Lichtblick in diesem »Unrechtsregime«.

Frau Sternberg war nach einer Operation bei einem Kuraufenthalt. Nach der Rückkehr aus der Kur war am anderen Tag die Tochter Christine verschwunden. Nach eindringlichen Fragen sagte die Schwester Johanna: »Ja, Mutti, weil ich die Ablehnung zur Erweiterten Oberschule erhalten hatte, sagte Christine, dass sie dann auch nicht studieren darf. Deshalb fahre sie jetzt nach Berlin und schwimme durch die Spree« (Es war im Januar). Da lief Frau Sternberg zu diesem Beamten und bat ihn um Hilfe. Er fragte. »Welche Kleider hat Ihre Tochter an? Es wird ihr und Ihnen allen nichts geschehen, dafür Sorge ich«, so war es dann auch. Frau Sternberg schrieb: »Er hat sein Versprechen gehalten, was ich diesem Mann hoch anrechne. Ich habe oft für ihn gebetet, er möchte auch Christ werden. In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet, das durften wir wieder erfahren.«

Die dritte und letzte Pfarrstelle war Gräfentonna in Thüringen. Im Pfarrhaus war vieles renovierungsbedürftig. Bei Stromsperre fiel die eingebaute Etagenheizung aus und brachte Mehrarbeit. In Gräfentonna war eine gute Zusammenarbeit mit der landeskirchlichen Gemeinschaft. Der Prediger wurde sehr bald nach Cottbus versetzt. Die Tochter Christine hatte in Gräfentonna noch die zehnte Klasse zu absolvieren. Es war schwer, eine Lehrstelle zu finden. Auf dem Hainstein in Eisenach war sie dann zur Ausbildung als hauptamtliche Katechetin. Gotthilf ging nach seiner Ausbildung als Handelskaufmann nach Erfurt zur Predigerschule. Johanna, die Jüngste, durfte trotz ausgezeichnetem Zehnten-Klasse-Abschluss nicht zur Erweiterten Oberschule.

1977 fuhren die Geschwister Gotthilf und Christine mit dem Zelt nach Polen und in die Tschechei in Urlaub. Sie wollten nach vierzehn Tagen zurück sein, weil der Schuldienst wieder begann. Zuerst kamen noch Karten aus den Orten, die sie besuchten. Als die Nachrichten ausblieben, wurde Familie Sternberg in große Unruhe versetzt. Dann kam die Mitteilung aus Erfurt vom Staatsanwalt, dass die beiden dort in Untersuchungshaft seien. Man hatte sie in der Tschechei auf offener Straße verhaftet, dort eingesperrt und dann an die DDR ausgeliefert. Es folgten bange Tage, Wochen und Monate: Durchsuchung des Pfarrhauses auf belastendes Material, mit Mühsal verbundene Besuche der Kinder, die in Untersuchungshaft saßen. Wegen Verdacht auf Republikflucht wurden sie zu je zwei Jahren Gefängnis verurteilt: Gotthilf kam nach Cottbus und Christine ins Erzgebirge in Strafhaft. Frau Sternberg schreibt im Rückblick: »Es gäbe viel über die Besuche bei unseren Kindern zu erzählen. Gott hatte an beiden Orten für Übernachtungsmöglichkeiten vorgesorgt (in Cottbus war ihr früherer Prediger der Landeskirchlichen Gemeinschaft aus Gräfentonna und in Stollberg im Erzgebirge wohnte die Mutter seines Nachfolgers).

Viele Brüder und Schwestern beteten für uns, wenn wir die Besuchsfahrten zu den Kindern machten. Eine Mitbeterin gab den Rat: »Du musst sie alle seg-

nen, dann ist die ganze Atmosphäre entgiftet.« Das tat ich auch. Aber es war die schwerste Zeit meines Lebens. Allerdings wurde mir erst später klar, warum wir das alles durchmachen mussten. Zwei Söhne unseres Arztes wurden auch im Ausland festgenommen und noch andere Kinder. So konnte ich all diesen Eltern helfend und ratend zur Seite stehen. Gott macht keine Fehler.

Nachdem unsere Kinder im Westen waren, (die Bundesrepublik hatte sie »freigekauft«) erfuhren wir Näheres über das »Wie und Warum« der Verhaftung. Acht Jahre durften uns unsere Kinder nicht zuhause besuchen. Wir trafen uns in Prag, Cheb und Franzensbad. Unser Bischof setzte sich wiederholt dafür ein, dass sie endlich 1985 wieder nach Hause kommen durften. Als sie zum ersten Mal kommen durften, verlor unsere Tochter Johanna gleich ihre Arbeitsstelle, weil sie nun Westkontakte hatte. Solange sie nur Briefe schrieb, wurde das toleriert, aber persönliche Gespräche waren nicht erlaubt. Zur Hochzeit der Schwester Johanna 1980 hatten die Geschwister jedoch keine Einreisegenehmigung erhalten.«

Ehe Pfarrersehpaar Sternberg 1987 nach Düsseldorf übersiedelte, gab es noch viel Not mit einer Hortleiterin, die die Christenlehrekinder von der Christenlehre bei Frau Sternberg abhalten wollte. Frau Sternberg berichtet ausführlich von dieser Erschwernis.

Aber in ihren Lebenserinnerungen als Pfarrfrau in der DDR erzählt sie auch viel Erfreuliches über das Gemeindeleben, über Begegnungen mit Menschen in den 37 Jahren Pfarrdienst.

Die Auszüge, die ich aus den »Lebenserinnerungen« zusammenstellte, möchte ich mit einem Erlebnis und Worten von Frau Sternberg abschließen:

»1990 war ich zu meiner Goldenen Konfirmation in Goldlauter/Suhl eingeladen. Dort zeigte man mir einen Riesenkomplex, der gerade als das größte und modernste Gefängnis der DDR fertig gestellt war. Die Zelle darin sei 1 Meter mal 1 Meter groß. Dort

sollten alle Pfarrer und Oppositionelle eingesperrt werden. Zu mir sagte man, dass ich auch hinter diesen Mauern verschwunden wäre.« In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet.

Als wir im März 1992 in den neuen Bundesländern zu Besuch waren, wurde meinem Mann und mir erzählt, dass ein Mitarbeiter der Staatssicherheit öffentlich bekannt habe, welcher Auftrag ihm zugefallen sei: Er sollte z. B. Pfarrer umbringen, aber es müsse so aussehen, als sei dies durch einen Verkehrsunfall geschehen. Zum Glück seien nicht alle Anschläge gelungen, dafür sei er heute dankbar.

Bei uns tauchte in der Erinnerung folgendes Erlebnis auf:

Als wir nach der Verhaftung unserer Tochter im Jahre 1977 deren Möbel in ihrer Wohnung abholten, kamen wir auf dem Rückweg an eine Eisenbahnschranke des Fernverkehrs. Diese öffnete sich gleich, als wir ankamen; und im selben Augenblick, als wir uns auf den Eisenbahnschienen befanden, wurde sie wieder heruntergelassen. Unser LKW-Fahrer sah, dass sich auf der anderen Schienenseite nur eine geschlossene Halb-Schranke befand. Als er gerade um diese herumgefahren war, sauste der D-Zug durch! In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!

Wenn uns einmal offenbar wird, wie viel Bewahrungen und Wunder Gottes in unserem Leben passiert sind, werden wir aus dem Staunen nicht herauskommen. Dann werden wir nur noch niederfallen und Ihn anbeten und Ihm danken können.

»Fürchte dich nicht«, sagt unser Herr Christus, der wusste, wie man sich in dieser Welt ohne Gott fürchtet. Er hat es selbst erfahren müssen, wozu Menschen fähig sind und welche Schuld sie auf sich laden können. Darum steht dieses Wort auch 365-mal in der Bibel, weil wir es täglich brauchen!«

Mit dieser Ermutigung möchte ich die Aufzeichnungen von Frau Sternberg beenden.

*Elfriede Wruk,
Schriftleiterin*

Auf einer Pfarrfrauenbundtagung nach der Wiedervereinigung erzählte uns eine Pfarrschwester aus der DDR:

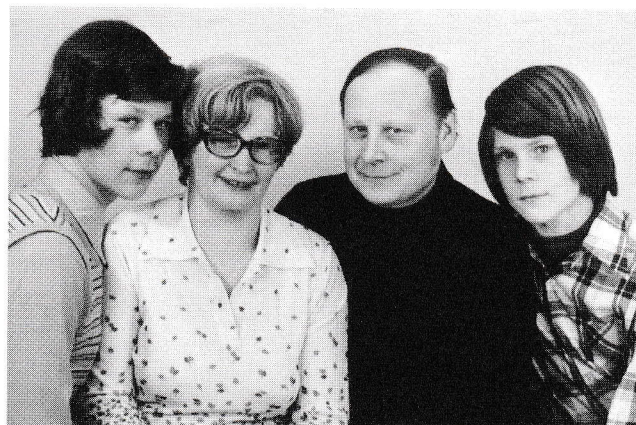
»Unsere erste Pfarrstelle war in der Sperrzone in Hermannsfeld in Meiningen. Wir kamen 1954 dorthin. Im Jahre 1953 war die große Aussiedlung. Aus unserem kleinen Bauerndorf, 400 Einwohner, wurden ca. 15 Familien ausgesiedelt. Man erzählte uns, dass in der bestimmten Nacht, ohne Vorwarnung, LKWs vor den Häusern vorfuhren. Die Leute wurden geweckt, sie durften das Nötigste einpacken und mussten dann auf die Autos klettern. Dann wurden sie zur nächsten Bahnstation gebracht, wo sie umsteigen mussten und mit unbestimmten Ziel abfahren. Das Vieh in den Ställen blieb zurück und musste von den Nachbarn versorgt werden. Jeder rechnete damit, dass die Menschen nach Russland deportiert wurden. Gott sei Lob und Dank, sie kamen ins Gothaer Land. Dort bekamen sie Höfe zugeteilt, die von den dortigen Bauern verlassen waren, weil sie ihr Ablieferungssoll nicht erfüllen konnten und deshalb über die Grenze schwarz in die BRD übersiedelt waren. Unsere Leute bekamen nach Wochen das Vieh aus den Ställen nachtransportiert. Somit hatten sie wieder eine Existenz. Es haben sich damals unsagbare Szenen abgespielt. Die Ausgesiedelten durften viele Jahre ihre Heimat nicht besuchen. Von der Polizei bekamen sie keinen Passierschein, ohne den sie keinen Zutritt in das Sperrgebiet bekamen.

In unserer Gemeinde Hermannsfeld wurde sonntags nie gearbeitet. An einem Sonntag traf ich eine Frau mit Kiepe, Heurechen und ihren vier Kindern. Nach meiner Frage »Wohin« erzählte sie mir, dass sie an die Grenze zum »Heumachen« gehe. An der anderen Seite würde ihre Eltern mit Fernglas auf sie warten, um die Enkel wieder einmal zu sehen. Die Eltern waren wegen Ablieferungsschulden in die BRD verzogen.

Es waren schlimme Zeiten. 40 Jahre lang wurde uns durch die vier Enteignungen, zweimal Sozialisierung der Landwirtschaft und zwei Enteignungen der Betriebe und Grundstücke nur genommen. Wir konnten und können unser Vertrauen nur ganz auf die Leitung Gottes setzen...«

Irmgard Weber, Sülzenbrücken bei Erfurt schreibt

Meine kleine Rückschau als Pfarrfrau in der DDR möchte ich hineinbetten in den Pfarrfrauenbund. Bei Erika Peuckert bin ich in den Bund eingetreten. Es tat gut, als Vierzigjährige ein »Küken« zu sein unter gestandenen Geschwistern. Was machte mir den Bund so anziehend? Ich kann es auf den Punkt bringen: er gab mir Geborgenheit. Da waren die Schwestern, bescheiden in ihrem Wesen, gebildet an Geist und Herz, getragen aus dem Geiste Christi. Bad Blankenburg war nicht weit entfernt vom Wohnort. Wie wohl tat es, sich wenigstens für einen Tag dort zum Pfarrschwesterntreffen frei zu machen. Und trotz Migräne, die sich dort einmal entlud, kehrte ich dennoch gesegnet und gestärkt heim.



*Familie Weber 1978
von links: Sohn Frithjof, Irmgard mit Ehemann Jürgen,
Sohn Karsten*



*Pfarrfrauentreffen in Potsdam 1989
von links: Margarete Koch und Irmgard Weber*

Es waren die Spannungen und die Isolation, die den Alltag belasteten. Die Menschen trauten sich nicht, mit uns zu sprechen. Aus dieser Situation heraus machte ich einige Nachtdienste im Marienstift in Arnstadt. Das war eine gute Entscheidung.

»Junge Gemeinde« und »Christenlehre« standen irgendwie ständig unter »Beschuss« von Schule und Bürgermeister. Immer wieder wurde mein Mann in der Schule vorstellig. Das machte den schulischen Alltag von unserem Frithjof schwierig. Die Kinder und Lehrer isolierten ihn, und er wollte doch so gerne dazu gehören.

Es war ja unsere Entscheidung, dass unsere Söhne Frithjof und Karsten nicht zu den Pionieren gehen durften – als einzige Kinder der gesamten Schule.

Im Rückblick bin ich nicht mehr so sicher, ob es legitim ist, mein Bekenntnis und meinen Glauben von den Kindern zu erwarten und sie damit zu überfordern.

Ich hatte in meiner Ausbildung die FDJ verweigert, und es war richtig, standhaft zu sein und zu bleiben, aber es von den Kindern zu fordern? Für uns war Gradlinigkeit und frohes Bekenntnis wichtig. Wie verwirrend ist es heute vielerorts.

Für mich gab es die OASE des Pfarrfrauenbundes: in den regelmäßigen Begegnungen mit den Schwestern unter Gottes Wort, der wichtigen Gebetsgemeinschaft bei Inge Breithaupt und in den Rüstzeiten in Elbingerode bei Bibelarbeit, Buchbesprechung und fröhlichen Ausflügen. Später waren wir zur Rüstzeit in Herrnhut und auch hier war die geschwisterliche Nähe und Liebe, die so wohl tat.

Im Jahre 1978 trugen mich die Schwestern buchstäblich durch die Nöte, als ich während der Rüste in Herrnhut erfuhr, dass unser Frithjof wegen Republikflucht inhaftiert wurde. Dennoch lag darin große Bewahrung vor Ärgerem!

Jugend- und Familienarbeit Ursula Hoffmann



September 1984: Besuch vom Partnerpfarrer Fritz Rau, Pflugfelden in der Gemeinde Rudisleben

1975 wechselten wir die Pfarrstelle. Hier in Rudisleben war zwischenmenschlich ein gutes Klima. Auch gab es von Anfang an wunderbare, innerlich bereichernde Begegnungen mit der Partnergemeinde und die Geschwister aus dem Westen haben sich nicht durch die Grenzwidrigkeiten abschrecken lassen. In diesem kurzen Rückblick auf mein Pfarrfrauenleben in der DDR sei es erlaubt, nicht ohne innere Rührung einige Namen von Schwestern des Pfarrfrauenbundes zu nennen: Margarete von Holst, Margarete Koch und Inge Breithaupt. Inge begleitete mich über 35 Jahre! Sie und viele, viele, die nicht mit Namen genannt werden, bereichern diesen segensreichen und wichtigen Dienst des Pfarrfrauenbundes. Danke, liebe Geschwister!

Vom Dienst unserer Schwester Ursula Hoffmann möchte ich berichten. Zusammen mit ihrem Mann Fritz, der Landesjugendwart in der Provinz Sachsen war, prägte sie die Jugend. Hinzu kam die Familien- und Ehearbeit, wodurch viele Menschen begleitet und ermutigt wurden. Alle Bemühungen von Ehepaar Hoffmann hatten ein Ziel: Junge und ältere Menschen zu Jesus zu führen. Außerdem sollten sie mit guter Literatur versorgt werden. Auf wunderbare Weise kamen Ehe- und Familienbücher über die deutsch-deutsche Grenze.

Durch freundschaftliche Beziehungen zu Ehepaar Ingrid und Walter Trobisch (FLM = Family Life Mission) wurde die intensive Ehe- und Familienarbeit unterstützt. Innerhalb der DDR führte Ursula mit ihrem Mann eine umfangreiche Korrespondenz und sie verschickten wertvolle Ehebücher. Besonders hilfreich waren auch Bücher über Kindererziehung, damit Ehepaare in ihre Rolle als Eltern hineinwachsen konnten und Mut bekamen, für ihre heranwachsenden Kinder Vorbild und auch Freunde zu werden. Vor der Buchausleihe hatten sie bereits mit einem Rundbrief begonnen, der in einem aufwändigen Vervielfältigungsverfahren hergestellt werden musste. Darin wurden Glaubenszeugnisse von Ehepaaren, Hilfestellungen für die Ehe, Bibelauslegungen weitergegeben. Das Netz derer, die mit der Ehearbeit in Berührung kamen, wurde immer weiter gespannt.

Dieser Einsatz von Ehepaar Hoffmann führte dazu, dass es in allen damaligen Landeskirchen in der DDR Multiplikatorenfamilien gab, bei denen Bücher ausgeliehen werden konnten und die in der Ehe- und Familienarbeit in der Ausbildung weiterhalfen.

Ursula und Fritz Hoffmann gelang es immer wieder, gute Referenten aus der Bundesrepublik oder aus Österreich für Ehe- und Familienseminare zu bekommen. Eines der ersten dieser Seminare mit Ehepaar Trobisch fand in Leipzig und Herrnhut statt. Im Ruhestand zogen Ursula und Fritz Hoffmann ins Johannesstift nach Berlin. Auch nach dem Tode ihres Mannes im Jahre 1996 hält Ursula durch eine umfangreiche Korrespondenz Kontakt zu vielen Menschen und auch zum Pfarrfrauenbund. *Elfriede Wruck*

Benachteiligung von Christen und Pastorenkindern

Renate Zuther

Über die Zeit zwischen 1979 und 1985 in »Rand-berlin« und »Neubrandenburg« berichtet Renate Zuther:

Als unser Sohn die neunte Klasse besuchte, sollte erstmalig Wehrunterricht stattfinden. Es wurde eine Elternversammlung aller drei neunte Klassen einberufen, um die Eltern darüber zu informieren. Dabei war dieser Unterricht eine längst beschlossene Sache. In jeder dieser drei Klassen war ein Pfarrerssohn, die bewusst nicht in die gleiche Klasse gingen, sie hätten sich ja gegenseitig unterstützen können.

Da in der Elternversammlung niemand von den Eltern das Wort ergriff, fingen die Pfarrer an zu diskutieren und gegen den geplanten Wehrunterricht zu argumentieren. Da trauten sich auch andere Eltern, ihren Unmut zu äußern, sodass der Direktor befürchtete, dass die Diskussion eskalieren würde. Er brüllte uns an und drohte, uns wegen Aufwiegelei anzuzeigen.

Als mein Mann zu einer Dienstreise nach Wien delegiert wurde, bekam er einen Tag vorher die Mitteilung, dass er keine Reiseerlaubnis erhält. Die Reisepapiere wurden ihm nicht ausgehändigt. Man gab keinen Grund an. Erst der Beauftragte unserer Kirche fragte ihn, ob in einer Elternversammlung mal etwas vorgefallen sei.

Während man sonst eine Genehmigung zu runden Geburtstagen Verwandten ersten Grades bekam, wurde auch mir die Reise zum 70. Geburtstag meiner Mutter nach Westberlin verweigert. Das war die Strafe!

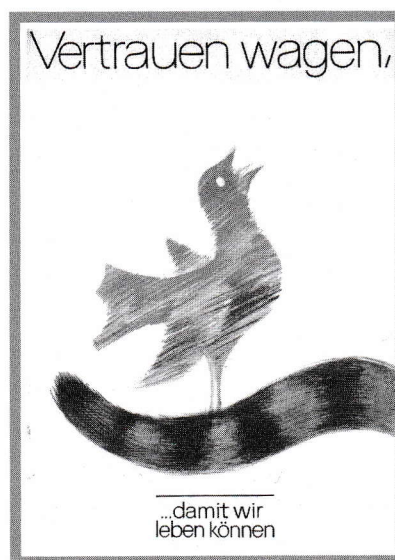
Unsere Kinder konnten kein Abitur machen, waren sie doch keine Arbeiter- und Bauernkinder und hatten keine Jugendweihe. Die beiden Schwiegersöhne durften nicht studieren, weil sie den Dienst mit der Waffe ablehnten. Dem ersten Schwiegersohn wurde gedroht, ihn vor der Heirat einzuziehen und dann, wenn er mal Vater würde. Eine Wohnung für das

junge Ehepaar wollten die Behörden auch nicht befürworten.

Der zweite Schwiegersohn entschloss sich, ein dia-konisches Jahr zu machen, nachdem sein Antrag auf ein Forststudium abgelehnt wurde, obwohl er Abitur hatte. Während der anschließenden Ausbildung zum Psychiatriediakon musste er seinen Bau-dienst ableisten und danach in einen neuen Kurs einsteigen.

Ein Ehepaar aus unserer Gemeinde wurde getrennt von der Arbeit abgeholt und in verschiedene Gefängnisse gebracht. Keiner wusste vom anderen, wo er inhaftiert war. Die zwei Kinder wurden bei der Oma gelassen. Das Ehepaar hatte vorher mehrere Ausreiseanträge gestellt. Nach einiger Zeit Inhaftierung wurde das Ehepaar in den Westen abgeschoben, die Oma und die Kinder durften folgen.

Wer »brav« war, nicht unangenehm auffiel, zur Wahl ging und sagte, was man hören wollte, der konnte ganz gut leben. Aber wehe, man hatte eine andere Meinung, tat sie kund und stellte sich quer, der hatte nichts zu lachen. So lernten auch schon die Kinder, wie man am besten zurechtkommt, ohne anzuecken. Sie lernten lügen und fanden bald heraus, wo sie was sagen konnten.



Eine Pfarrschwester schickte diese Postkarte, die im Jahr 1983 von der Kirche herausgegeben wurde. Der singende Vogel auf dem Katzenschwanz gab die Situation als Christen in der DDR wider. Es ist erstaunlich, dass trotz staatlicher Kontrolle damals solche Karten gedruckt werden konnten.

Zwei Besonderheiten möchte Schwester Ilse Zweigler als Ergänzung zu den verschiedenen Erlebnissen als Pfarrfrau in der DDR berichten

Das erste, das unter Umständen auch andere Familien so erlebt haben, betrifft die Wohnungssuche nach der Pensionierung. Mein Mann, viele Jahre herzkrank, musste bereits mit 64 Jahren in den Ruhestand gehen. Nun kam das große Problem auf uns zu: Wohin sollten wir gehen? In unserem kleinen Erzgebirgsdorf fand sich 1977 keine Wohnung für den Pfarrer, auch nicht in einem der Kirche gehörenden Haus, denn Wohnungen wurden ja zugewiesen! Wir wollten auch nicht unbedingt in der Gemeinde wohnhaft bleiben (aus Rücksicht auf einen evtl. Nachfolger). Diese Zeit der Ungewissheit ist mir sehr in Erinnerung als eine Zeit großer Unruhe, so dass wir dann doch zugriffen, als uns in einem winzigen Dorf im Pfarrhaus eine Wohnung angeboten wurde. Im Ort war allerdings keine Einkaufsmöglichkeit, selten fuhr ein Bus in den nächst größeren Ort. Es war schon sehr trist.

Mit uns zusammen zog in dieses Pfarrhaus eine gerade wieder neu eingestellte Pastorin, nachdem sie sechs Jahre vom Dienst suspendiert gewesen war. Das ging nicht gut – trotz vieler Bemühungen von unserer Seite. Wir spürten nach kurzer Zeit, dass die junge Kollegin uns los sein wollte und mit allen, oft geradezu unglaublichen Mitteln versuchte, dieses Ziel zu erreichen. Das war eine böse Zeit für uns, mein Mann bezeichnete sie als »Vorhölle«. Nach drei Jahren erbarmte sich der vorherige Vakanzvertreter, der sah, dass die Situation unerträglich geworden war. Er vermittelte uns eine Wohnung in Waldheim, von meinem Mann als »Paradies« bezeichnet. Leider konnte er selbst dieses Paradies nur ein Jahr miterleben, während ich 15 Jahre dort verbleiben konnte.

Dies führt mich zum zweiten Ereignis: Während einer Westreise 1982 erlitt mein Mann einen so schweren Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholen konnte. Nach drei Wochen Aufenthalt im Mathilden-Hospital in Büdingen verstarb er dort. Meine intensiven Bemühungen, während dieser Krankheitszeit für unsere drei Söhne eine Besuchserlaubnis an das Sterbebett ihres Vaters zu erwirken,

blieben ohne Erfolg, obwohl ich jedes dafür in Frage kommende Amt bis zum Ministerium einbezog, und natürlich auch entsprechende Atteste der Ärzte beilegte. Diese Schikane kann meine Familie bis heute dem DDR-Staat nicht vergessen und verzeihen.

Der Pfarrer von Vorhausen-Büdingen versuchte, mich zur Übersiedlung zu überreden, jedoch drängten meine Kinder auf meine Rückkehr und die Beerdigung meines Mannes in Waldheim. Was auch geschah. Heute bin ich froh darüber aus mancherlei Gründen.

Dass ich jetzt »gefüllte Hände« habe, um immer wieder einmal einzugreifen, ist mir nach den sehr mageren, ja notvollen DDR-Jahren im Hinblick auf meine Familie eine Freude und Beruhigung. Darüber hinaus freut es mich, dass sich ein Mieter jetzt eine Wohnung nach seinem Geschmack und Geldbeutel aussuchen kann und nicht warten muss, ob ihm aus »Gnade« eine zugewiesen wird.

Ich selbst lebe seit fast zwei Jahren in einer Wohngemeinschaft in schöner Umgebung in Pöhl, was auch nur durch die finanzielle Absicherung möglich ist. Kann man da sagen: »Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen?«



Ilse Zweigle mit ihren drei Söhnen (an ihrem 88. Geburtstag im Jahr 2003)

Im Rückblick auf die DDR-Zeit schreibt Ruth Beyse, Tochter der Pfarrschwester Marie-Luise Beyse

Unser Vater wurde als Gemeindepfarrer einmal – oder sogar mehrmals – zur STASI bestellt. Es ging um den Erhalt von »Westpaketen«. Die Gemeindepfarrschwester hatte eine größere Anzahl von Paketen bekommen. Eine bestimmte Paketzahl war pro Monat erlaubt. Der Inhalt war aber zur Weitergabe an Bedürftige bestimmt und das war zu klären.

Mein älterer Bruder (Jahrgang 1930) hatte sich zwei Mal um einen Studienplatz beworben. Es wurde jedes Mal abgelehnt, da er nicht in der FDJ war. So ging er nach West-Berlin und von dort weiter zum Studium nach Göttingen. Seine Einreise, zu einem Besuch daheim, war jedes Mal spannend und aufregend. Zuerst kam er aus Berlin illegal und später mit Genehmigung. Aber wir wussten nie, ob er diese Genehmigung bekommen wird. (So war es aber bei fast allen »Westbesuchen«). Mein jüngerer Bruder (Jahrgang 1934) wurde in den Wirren um den 17.

Juni 1953 vom Abitur ausgeschlossen. Er konnte es nach dem Kurswechsel in der Politik doch ablegen und ging zum Theologiestudium.

Ich selbst habe persönlich keine besonderen Leiden auf mich nehmen müssen. Ich wurde zunächst mit zwei anderen Klassenkameradinnen nur unter Vorbehalt zum Abitur zugelassen, konnte es aber dann doch ablegen. Ich ging in die Krankenpflegeausbildung als Diakonieschwester.

Das Diakonische Amt, in dem ich tätig war, hatte ja intensive Verbindungen nach Westdeutschland, da wir über die Patengemeinden Hilfsmittel und Kuren vermittelten.

Ich bin mir sicher, dass diese Dienststelle sowie mein Elternhaus als Pfarrhaus überwacht wurde, z.B. die Telefonate abgehört wurden.



Marie-Luise Beyse, geb. 1905, mit Tochter Ruth und den beiden Söhnen und der jüngsten Urenkelin (im Jahr 2000 in Magdeburg)

Vor dem 17. Juni waren von 30 Schülern in unserer Klasse zehn aus Ost-Berlin, danach nur noch drei. Die »Junge Gemeinde«, wie die Christliche Jugend hieß, bekam Schwierigkeiten. Es durfte nur noch Gottes Wort verkündigt werden, aber keine Spiele oder andere Aktivitäten waren erlaubt. Viele Mädchen bekamen Angst und blieben weg. Auch durfte die Stunde nicht mehr bei uns in der Wohnung stattfinden. Vater hatte einen Jung-Männerkreis. Auf Wunsch der Jugend wurden nun beide Kreise zusammengelegt und von der Jugend selbst gestaltet. Mutter begann mit einem Mütterkreis, der sehr zusammenhielt und noch bestand, als die jungen Frauen Großmütter wurden. Diese Frauen waren die treuesten und eifrigsten Gemeindeglieder, die überall da waren, wo Hilfe gebraucht wurde.

Mutters Geburtstag war immer ein großer Tag. Am Vormittag erschienen unentwegt Gäste mit Blumen und Geschenken und sie wurden bewirtet. Am Nachmittag kamen dann geladene Gäste. Mutter wurde sehr geliebt und geschätzt in der Gemeinde und machte auch viele Besuche. Sie war aber auch viel auf Reisen. Sie war ja Bezirksmutter des DFMGB, sie besuchte Baltendeutsche und vor allem war sie wegen des Pfarrschwesternbundes unterwegs. Die Eltern wurden beide sehr beschattet und beobachtet. Sie gingen nie zur Wahl, denn man konnte entweder hier sein Kreuzchen machen, dass man für den Staat war oder einfach nicht hingehen, was einem sehr schlecht ausgelegt wurde. Später gab es Kabinen, in denen man den ganzen Wahlzettel durchstreichen konnte. Aber wer in die Kabine ging, wurde gleich registriert. Die Eltern hielten sich aus allen politischen Gesprächen heraus.

Vater besprach alles, was ihn bewegte, mit Mutter, die immer guten Rat wusste. Wenn sie nicht verreist war, kamen Leute mit ihren Sorgen und Problemen zu ihr. Sie hatte für jeden ein offenes Ohr und nahm alle Gemeindeprobleme auf ihr Herz. Viele Jahre lang traf sich bei unseren Eltern ein Gebetskreis, der ihnen für ihre seelsorgerlichen Aufgaben eine große Hilfe war.

Ich wuchs auf in großer Geborgenheit meiner Eltern und lernte von ihnen ganz natürlich, alles mit Jesus zu besprechen und in der Gemeinde mein Zuhause zu finden. Für uns war es eine Selbstverständlichkeit, in einen kirchlichen Dienst zu gehen. Ich dachte einmal: Wie gut, dass ich kein Junge bin, sonst müsste ich Pastor werden und ich kann doch nicht reden. Nie hätte ich gedacht, dass gerade ich einmal eine Pfarrstelle innehaben würde.

Ein Sonntag ohne Gottesdienst wäre gar nicht in Frage gekommen. Meine Brüder begannen wie selbstverständlich, Theologie zu studieren.

Mutter wäre nie auf die Idee gekommen, einen Beruf auszuüben. Ihr Beruf war Pfarrfrau. Die Eltern haben manche Schwierigkeiten mit dem Staat erlebt. Davon steht in dem Buch »Wie ein Vogel auf dem Ast« (erschieden im Hänssler-Verlag) noch manches zu lesen, worauf ich hier nur verweisen möchte.



Margarete von Holst

Mein Vater trat in den Ruhestand als ich, die Jüngste der Familie, gerade aus dem Hause ging. Die Eltern zogen in eine kleinere Wohnung, aber Mutter brachte sich wie eh und je in der Gemeinde mit ihren Kräften und Gaben ein und wurde in den Kirchgemeinderat gewählt. Sie war weiterhin viel unterwegs zu Freizeiten, Tagungen und Vorträgen, die sie hielt oder mitgestaltete. Nach Vaters Tod begann ihre große Arbeit an den Deutschen in Russland. Für ihre übergemeindlichen Aufgaben – vor allem für ihre gefährlichen Besuche bei Baltendeutschen, die in der DDR lebten, sie überbrachte ihnen Geldspenden aus West-Deutschland – erhielt sie bei einer späteren Westreise das goldene Kronenkreuz der Diakonie.

Gretel von Holst, Güstrow

Erinnerung an Margarete von Holst geb. von zur Mühlen

Auf unseren Pfarrfrauenbundtagungen hat sie viel von ihren Reisen erzählt, die sie seit 1970 in fast jedem Jahr in die Sowjetunion (bis nach Sibirien) und vor allem in die alte Heimat ins Baltikum (Estland) unternahm. Es war eine große Weite in ihr, die Weite des Denkens, des Betens und Liebens. Sie verkörperte ein Stück deutscher Ostgeschichte mit all ihrer Tragik.

Bis zuletzt war ihr die deutsche Wiedervereinigung ein innerstes Anliegen. Durch ihre lebendigen und zentralen Bibelarbeiten, durch ihre Seelsorge und durch ihr strahlend-fröhliches Wesen hat sie uns im Pfarrfrauenbund viel gegeben, vor allem den Schwestern in der DDR. Sie hatte Glaubensstärke und Glaubenserwartung, und sie war ein Vorbild im täglichen Gebet. Klar, nüchtern, unkompliziert und weltumspannend war ihre Gebetsweise. Ihre reichen Gaben setzte sie jederzeit fröhlich ein. Aus ihren leuchtenden blauen Augen strahlte die Liebe Gottes, aus der sie lebte und die sie so freudig weitergab – an ihre Schwestern im Pfarrfrauenbund und viele Menschen.



Margarete von Holst (Mitte) mit Käthe Traudt, langjährige Schriftleiterin des Pfarrfrauenbundes und Herrn Traudt.

Erinnerung an Margarete Koch

Für Margarete Koch war in ihrem Pfarrfrauenleben der Pfarrfrauenbund bestimmend.

In jüngeren Jahren fand sie dort Gemeinschaft und Hilfe durch die Beschäftigung mit Gottes Wort. Die Fürbitte war ihr wichtig, denn sie hatte viele Aufgaben zu bewältigen in der Gemeinde, als Ehefrau und als Mutter einer großen Kinderschar. In der DDR-Zeit hatte sie viele Jahre lang die Verantwortung für den Pfarrfrauenbund. Sie sorgte dafür, dass der Kontakt zwischen den »Ost- und Westschwestern« nie abbrach. Das geschah nicht nur durch die persönlichen Partnerschaften einzelner Schwestern, sondern auch durch die Teilnahme von Schwestern aus dem »Westen« auf den Verantwortlichkeitstagungen und Rüstzeiten. Auf den Rüstzeiten – z.B. in Potsdam-Hermannswerder – habe ich die humorvolle und geistig so rege Margarete Koch, erlebt und schätzen gelernt.

Elfriede Wruk (Schriftleiterin)

Meine Mutter Johanna Klemm, Frau eines Pfarrers und Superintendenten im Kirchenkampf und in der DDR

Meine Mutter Johanna Klemm, geborene Heck, Jahrgang 1910 stammte aus dem badischen Haßmersheim im Neckartal. In Bamberg besuchte sie die Haushaltungsschule, daran anschließend war sie »Haustochter« im Leipziger Missionshaus.

Der Vater Herman Klemm, Jahrgang 1904 war nach seinem Theologiestudium seit 1927 am dortigen Missionsseminar als Lehrer tätig. Er lernte Johanna nur flüchtig kennen, doch als er 1929 seine erste Pfarrstelle in Burkhardswalde (bei Pirna, Sachsen) angetreten hatte, nahm er sie zur Frau. Sie kam völlig unvorbereitet in eine Kirchengemeinde, bestehend aus drei Bauerndörfern und der Filialgemeinde Weesenstein. Das Leben wurde schon bald vom beginnenden Kirchenkampf geprägt. Der Vater war aktiv in der Bekennenden Kirche (BK). 1935 erhielt er Hausarrest und nach sechs Wochen im KZ Sachsenburg für ein halbes Jahr Amtsverbot mit 40% Gehaltsverlust. Der Bürgermeister war überaktives Parteimitglied, dem der bekennende Pfarrer ein Dorn im Auge war. Deshalb ließ er die ganze Familie bespitzeln. Aber die Kirchengemeinde, auch in der BK engagiert, stand hinter der Pfarrfamilie. Trotz Predigtverbotes wurden die Gottesdienste im Pfarrhof abgehalten.

Meine Eltern mussten harte Zeiten durchleben. Gleich zu Beginn des Krieges 1940 wurde Vater zum Wehrdienst eingezogen und war bis 1945 im Kriegsdienst. Das Kriegsende erlebte er eingeschlossen in der Festung Breslau.

Während der Abwesenheit des Dorfpfarrers organisierte Mutter das Leben in der Kirchengemeinde und musste Predigtgottesdienste, Kasualvertretungen und vieles andere absichern.

Ausgestattet mit vielen Erfahrungen, mit kritischem Blick auf die Entwicklung erlebten meine Eltern dann die Zeit in der DDR. Vater, zeitweise Vorsitzender der BK und in vielen kirchlichen Gremien tätig, blieb bis 1951 an seiner ersten Pfarrstelle Burkhardswalde. Dann wurde er als Superintendent in den Kirchenbezirk Meißen mit über 50 Gemeinden und vielen Seelsorgediensten berufen.

Johanna war stets an seiner Seite als fürsorgliche Hausfrau und Mutter der vier Kinder (einen Sohn, drei Töchter). Sie sorgte für Gemüse aus dem großen Garten, reiche Obsternten mussten geborgen und anfangs auch noch Pflichtabgaben geleistet werden. In den Nachkriegsjahren wurden die Vorräte an Getreide und Kartoffeln durch »Ährenlesen«, »Stoppeln« oder Arbeit beim Bauern ergänzt. Blumen und den ganzen Kirchenschmuck besorgte immer die Pfarrfrau. Sie war bei aller Bescheidenheit »Ohr« in der Gemeinde. Auch in Meißen setzte Mutter ihren ausgedehnten Briefwechsel mit Verwandten, Freunden und Bekannten fort. Geburtstage und Ehrentage wurden nie vergessen. Aus ihren Aufzeichnungen geht hervor, dass Johanna jährlich zwischen 300 bis 400 Briefe schrieb. Das gastfreundliche Haus stand allen offen. »Überraschungsgäste« berichten noch heute von freundlicher Aufnahme und Bewirtung.

Leben in der DDR bedeutete auch viele Ängste und Los-Lassen-Müssen: Da waren die Wahlen und der »Zwang« zur Teilnahme, dem die Eltern aber nicht erlagen. Immer waren da auch Vaters »offene Gespräche« mit Staatsvertretern, deren Ausgang unsicher waren. Dann gab es die Ängste um die Kinder, ihren Verbleib an den Schulen und deren weitere berufliche Ausbildung, auch wegen Vaters Engagements in der VELKD zur Konfirmationsfrage.

Schon zu Beginn seiner Tätigkeit in Burkhardswalde begann Vater mit seiner Dissertationsarbeit über »Leben und Theologie von Elias Schrenk«, die später mit dem Thema: »Anfänge der Evangelisations-Bewegung erweitert« wurde. Durch die Schwierigkeiten während des Kirchenkampfes und der Nachkriegszeit in der DDR wurde es eine Lebensarbeit, weil ihm oft auch der Zugang zu den literarischen Quellen in den Archiven erschwert wurde. Es ist ein sehr fundiertes Dokument der evangelischen Kirchengeschichte im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts und in 500 Seiten ein Beitrag zur Geschichte der deutschen und angelsächsischen Evangelisations- und Erweckungsbewegung.

1955 verließ der Sohn die DDR, um in Heidelberg sein Medizinstudium fortzusetzen. Das hatte Reiseverbot für alle zur Folge. Mutter konnte so ihre geliebten Eltern im Neckartal lange nicht mehr besuchen, worunter sie oft sehr litt. Abschied musste auch genommen werden, als die jüngste Tochter mit 21 Jahren plötzlich verstarb.

Festigkeit im Glauben, Treue im Tun, Fröhlichkeit im Alltag, ein warmes Herz und Bescheidenheit zeichneten meine Mutter aus. Sie stärkte ihrem Ehemann den Rücken und nahm ihm viele Alltagslasten ab.

Es scheint so, als habe sie »nur« ihre praktischen Fähigkeiten in den Dienst der Gemeinden gestellt, aber sie war allen ein Vorbild: Eine Frau, die aus dem Glauben lebte, treu betete und regelmäßig in Gottesdiensten und Bibelstunden Kraft und Stärkung suchte. Ihre Bibel und das Gesangbuch begleiteten sie bis zu ihrem gnädigen Ende 2005.

*Hiltrud Greuel, geb. Klemm,
Dresden*



Meine Mutter im September 1991

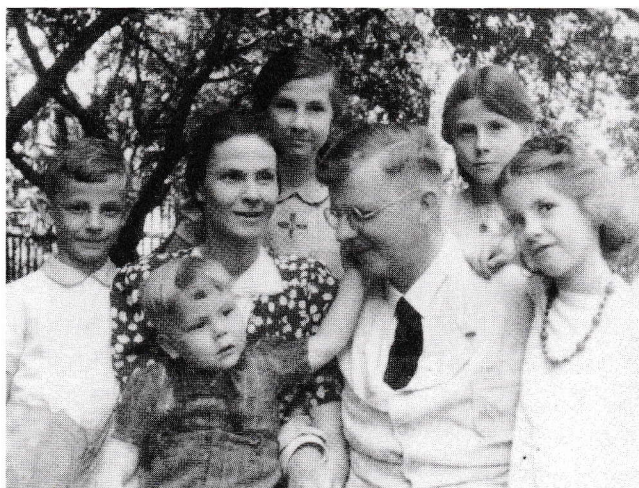


Jahresrüste in Reudnitz im Vogtland im September 2006

Meine Mutter, die Frau des Pfarrers und Superintendenten Gottfried Meinel, Theodora Maria Meinel geb. Glitsch 1910–1991

In Paramaribo, der Hauptstadt holländisch Guyanas, dem heutigen Surinam, wurde meine Mutter 1910 als drittes Kind in die Familie eines Missionskaufmannes geboren. Ihre Eltern freuten sich nach zwei Söhnen so sehr über die Geburt der Tochter, dass sie ihr den Namen »Gottesgeschenk« – Theodora – gaben. Dieser Name hat ihr Leben geprägt. Geborgenheit, Elternliebe und Glück, auch das Hineinwachsen in den christlichen Glauben und viel Freude an der Schönheit des tropischen Landes waren prägend für die ersten zehn Kinderjahre.

Nach dem ersten Weltkrieg übersiedelte die Familie nach Deutschland. Während der Schulzeit wurde ihr Berufswunsch immer klarer: sie wollte Lehrerin werden. Nach dem Studium hat ihr der Beruf viel Freude gemacht. Als sie 1936 den Pfarrer Gottfried Meinel heiratete, brachte sie ihr Wissen, ihr Können und ihre Zuwendung zu Menschen in den Beruf ihres Mannes und in die Gemeinde in der Nähe Dresdens ein. Fünf Kinder (drei Töchter, zwei Söhne), Haushalt und Leitung der Frauenarbeit füllten ihre Zeit aus.



Theodora Meinel, 38 Jahre, im Pfarrgarten Liebenthal mit ihrem Mann Gottfried und ihren fünf Kindern

Während des Zweiten Weltkrieges wurde ihr Mann als Soldat eingezogen und an die russische Front geschickt. Jetzt übernahm sie die Leitung des Pfarramtes und kehrte als Handarbeitslehrerin in die

Schule zurück. Das war notwendig, um die Familie finanziell abzusichern. Dieser Berufszweig war zudem nicht mit politikkonformer Einstellung verbunden. Es waren schwere Jahre für sie, denn sie gehörte mit ihrem Mann zur Bekennenden Kirche (BK). Sie musste mit vielen politischen Angriffen leben. Bibelstunden, auch Gottesdienste hielt sie und sorgte für Kasualvertretungen. Die Zeit vor und nach der Bombardierung Dresdens brachte neue große Herausforderungen: das Pfarrhaus war schließlich überfull von Flüchtlingen, die im nahe gelegenen Dresden alles verloren hatten. Wildkräuter wurden zum Spinat, Beeren und Pilze aus dem Wald, Ähren lesen und Kartoffeln stopfeln bei Bauern und die Früchte des Gartens halfen, dass es jeden Tag etwas zu essen gab.

Aus der russischen Kriegsgefangenschaft kehrte ihr Mann Ende 1946 schwer krank zurück. Mit ihrer Hilfe wurde er wieder so gesund, dass er eine große Gemeinde im Erzgebirge und später als Superintendent die Leitung eines Kirchenkreises übernehmen konnte. Nun war es die SED, die den christlichen Glauben verachtete und gegen die Kirche kämpfte. Nächtliches Klingeln der Polizei löste immer Angst vor Verhaftung aus. Männer und Frauen, die mit dem sozialistischen System und dem Atheismus nicht zurecht kamen, suchten Rat und Hilfe. Viele Frauen der Gemeinde kamen mit ihrer Not zu ihr. Ihren fünf Kindern wurde der Besuch der erweiterten Oberschule erschwert, zum Teil auch verweigert, da sie zur Jungen Gemeinde gehörten. So wurde 1953 eine Tochter deshalb wenige Wochen vor dem Abitur von der Schule verwiesen. Mutter half ihr, diese schwere Zeit zu durchstehen. Neue Wege zu Ausbildung, Studium und Beruf fanden sich im Gespräch mit ihrem Mann und den Kindern. Beide Söhne studierten Theologie und übernahmen ein Pfarramt, eine Tochter wurde Gemeindefereferentin, die beiden anderen Töchter studierten in der Bundesrepublik Mathematik und Physik, Pharmazie und Medizin.

Gern las Mutter in den theologischen Büchern ihres Mannes und brachte das Gelesene in Predigtge-

sprächen ein. In den Gemeinden besuchte sie viele Menschen und half mit Wort und Tat. Später füllte eine große Korrespondenz ihre Zeit aus. So war und blieb sie Seelsorgerin für viele. Ihre Kraftquellen waren das Wort Gottes, die Schönheit der Natur, die Literatur und die Musik.



Thea Meinel, 53 Jahre, in Marienberg (Erzgebirge)

Ein tiefer Einschnitt im Leben meiner Eltern war die schwere Nierenerkrankung meines Vaters. Er musste sich pensionieren lassen. Eine Wohnung war in der Erzgebirgsstadt so gut wie nicht zu finden, so entschlossen sie sich 1969 das Angebot zweier Töchter anzunehmen und nach Nürnberg umzuziehen. Der notwendige Wohnraum und eine bessere medizinische Versorgung wurden bald gefunden. Nach einigen Jahren war es sogar möglich, noch einmal eine kleine Gemeinde in Franken als Pfarrer und Pfarrfrau zu leiten.

Für die Eltern war das eine große Freude und Bestätigung.

Auch im hohen Alter war Mutter an neuer theologischer Literatur sehr interessiert. Sie las unter anderem Bücher von Eugen Drewermann und Pinchas Lapide und suchte das Gespräch über das Gelesene.

Nachdem sie ihren Mann bis zu seinem Tod 1989 gepflegt hat, wurde sie schwer krank. Ihr großer Wunsch, das Land ihrer Kindheit, Surinam, noch einmal zu sehen und zu erleben, konnte sich nun nicht mehr erfüllen.

An ein Erlebnis aus ihrer Kinderzeit hat sie oft gedacht und hat es uns erzählt. Sie mag etwa fünf Jahre alt gewesen sein. Ihre Mutter gab ihr Geld zum Einkauf. Auf dem Weg verlor sie es, es war nicht mehr zu finden. Die Mutter sprach mit ihr über den Verlust und wie er wieder gut zu machen sei. Sie sollte auf den Sonntagsausflug verzichten. Abends fand der Vater seine kleine Thea sehr traurig vor. Nachdem er vom verlorenen Geld gehört und mit seiner Frau darüber gesprochen hatte, sagte er nur: »Thea wird von nun an sehr gut aufpassen«. Der Verlust des Geldes und die Traurigkeit darüber würden als Strafe wohl ausreichen. Dank seiner Fürsprache war sie dann beim Sonntagsausflug dabei.

Dieses Kindheitserlebnis hat sie bis ins hohe Alter begleitet. Wenn ein Vater solch ein guter Fürsprecher sein kann, wie viel mehr wird Jesus bei seinem himmlischen Vater für uns sprechen, uns begleiten und uns im Frieden annehmen.

1991 starb sie wie ihr Mann im Frieden mit Gott und den Menschen.

Ihr Name »Geschenk Gottes« war Gabe, Zusage und Auftrag in ihrem Leben.

*Eva-Maria Meinel
Neustadt/Aisch*

Die Pfarrerstochter Christiane R., geb. Döhner, geb. 1959 in Gotha erzählt



»Mein Berufsweg als Dipl. Sprachenlehrerin in der DDR«

Schon als ich mich als Pastorentochter in Klasse 8 für die Aufnahme an der EOS Arnold in Gotha bewarb, dabei als mögliche Studienrichtung unter anderem auch »Theologie« angab, war das Lehrerkollegium geteilter Meinung, ob man diesen Antrag überhaupt weiterleiten sollte. Doch schließlich wurde ich an der EOS angenommen und konnte 1978 dort mein Abitur ablegen.

Auch bei der Aufnahme an der Martin-Luther-Universität in Halle hatte ich keinerlei Schwierigkeiten. Ich hatte mich für ein Pädagogikstudium in den Sprachen Englisch und Russisch entschieden. Seit 1974 war ich Mitglied der FDJ – während des Studiums sogar eine Zeitlang als FDJ-Seminargruppensekretärin tätig. Allerdings kristallisierte sich für mich mehr und mehr der Widerspruch zwischen meinem bewusster werdenden christlichen Glauben und der atheistischen Ideologie des Staates heraus.

Hatte ich früher manche »Hürde« genommen, indem ich »Lernstoff« einfach als diesen wiedergab und nicht als meine eigene Meinung, so merkte ich nun, dass ich mich doch für eine der beiden Seiten klar entscheiden musste und mir war klar, dass die Entscheidung für Jesus die richtige war. Als nächsten Schritt legte ich meinen Posten als FDJ-Gruppensekretärin nieder und trat aus der FDJ aus – ohne dass ich irgendwelche Probleme bekam. Jedoch verstärkte sich für mich der Gedanke, dass in der sozialistischen Schule ähnliche Gewissenskonflikte zwischen Glauben und Forderungen des Systems vorprogrammiert wären.

Als im 3. Studienjahr (1981) meine Tochter Kerstin geboren wurde, hatte ich die Absicht, das Studium zu beenden, um mich der Familie zu widmen und den möglichen Konflikten vorzubeugen. In einem entsprechenden Schreiben mit Begründung tat ich meine Absicht kund und wurde daraufhin zu einem Gespräch mit der Sektionsleitung gebeten. Dort wurde mir empfohlen, doch das Studium (noch ein Jahr) zu Ende zu bringen und dann in der Praxis neu zu entscheiden. Auf diesen Vorschlag ging ich ein und erhielt 1982 mein Diplom als Pädagoge.

Da sich das zweite Kind angekündigt hatte und ich die kleinen Kinder nicht in die Krippe geben wollte, stellte ich einen Antrag auf Freistellung bis 1985, dem auch stattgegeben wurde. Im Sommer 1985 bekam ich dann eine Gothaer Schule zugewiesen, in der ich zunächst an der Ferienbetreuung der Kinder beteiligt war. Als der Unterrichtsbeginn vorbereitet wurde, teilte man mir mit, dass man mich nicht als Klassenleiter, sondern für die Funktion des FDJ-Sekretärs der Schule vorgesehen hatte.

Ich musste also sofort »Farbe bekennen«. Nachdem ich ca. eine Woche unterrichtet hatte, wurde ich aus dem Unterricht »entfernt« und zu einem Gespräch der damaligen Kreisschulrätin Fügmann bestellt. In einem 1½ stündigem Gespräch wurde ich intensiv nach meiner Einstellung gefragt und mir wurde klargemacht, dass ich mich entscheiden müsse, ob ich sonntags in die Kirche gehen oder Lehrer in der sozialistischen Schule sein wolle. Beides ließe sich nicht vereinbaren. (Vorbildwirkung). Da ich sofort sagte, dass ich mein Christsein weder auf das »Privatleben« beschränken noch auf sonntägliche Gottesdienstbesuche verzichten würde, sagte man mir, dass ich mir ein neues Betätigungsfeld suchen sollte.

Falls ich nicht freiwillig ginge, würde man mich, da ich Absolvent sei und auf Hilfe angewiesen, in keiner Weise unterstützen. Wir würden uns dann in einem halben Jahr wieder treffen – ich dann allerdings mit einem Psychiater an meiner Seite. – Ich

hatte verstanden, was man mir sagen wollte und war bereit, mir eine andere Tätigkeit zu suchen.

Dazu begleitete mich ein Mitarbeiter des Schulamtes zum »Amt für Arbeit« und stellte mich der zuständigen Sachbearbeiterin vor. Um die entsprechenden Vereinbarungen zu unterschreiben, wurde ich nochmals zum Schulamt bestellt. Dort hatte man einen Aufhebungsvertrag vorbereitet, der als Begründung »Pädagogische Nichteignung« enthielt. Ich unterschrieb, denn ich wollte nicht kämpfen für eine Sache, die mir von vorn herein sinnlos erschien, zumal das Ganze dann auf Kosten meiner beiden kleinen Kinder gegangen wäre.

Von der Kirchenleitung (Superintendent Hoffmann), wurde mir zwar Mut gemacht, gegen diese Ungerechtigkeit anzugehen. Zur gleichen Zeit gab es weitere »Fälle«, wo Lehrer, die sich als Christen bekannten, aus dem Schuldienst »entfernt« wurden. Ich schrieb ein Gedächtnisprotokoll des Gesprächs mit der Kreisschulrätin, unternahm aber keine weiteren Schritte, um im Schuldienst zu bleiben.

Wenig später bekam ich Arbeit als Wirtschaftsleiterin an einer Fachschule (Ingenieurschule für Transportbetriebstechnik). Diese Arbeit war zwar völlig fremd und neu für mich, aber ich erhielt von den Mitarbeitern der Küche, der Verwaltungsleiterin und dem Kaderleiter (der aus dem Aufhebungsvertrag einen Überleitungsvertrag machte) jede mögliche Unterstützung bei der Einarbeitung und der Bewältigung der Probleme.

Als ich einige Jahre später in Mecklenburg in einem Ferienlager tätig war (auch als Wirtschaftsleiterin), traf ich mit einem Mitarbeiter des Schulamtes Pasewalk zusammen. Er teilte mir mit, dass im Kreisgebiet viele Lehrkräfte fehlten, fragte mich nach den Gründen für mein Ausscheiden aus dem Lehrerberuf und meiner derzeitigen Einstellung und er wolle mit den Verantwortlichen sprechen. Wenig später rief er mich an und teilte mir mit, dass kein Bedarf mehr bestehe und alle Stellen besetzt seien.

In der DDR gab es also kein Zurück in den Lehrerberuf für mich, da sich an meiner Einstellung zum christlichen Glauben nichts geändert hatte.

Erst mit der Wende 1989 konnte ich mich wieder darum bemühen, als Lehrerin tätig zu werden, was im Dezember 1989 auch gelang. Später wurde in einem Rehabilitierungsverfahren die ganze Sache noch mal aufgerollt und das »Pädagogische Nichteignung« aus den Akten gestrichen.

Den Bericht möchte ich (Schriftleiterin) ergänzen:

Christiane R. geb. Döhrer ist Mutter von sechs Kindern (drei Kinder sind erwachsen, drei gehen noch zur Schule). Als Dipl. Sprachlehrerin (Englisch) hat sie noch eine Ausbildung für Religionslehrer abgeschlossen. Sie ist als Lehrerin an einer Christlichen Privatschule in Friedrichsthal tätig.



Die Geschwister Christiane R. und Andreas Döhrer (siehe Bericht der Mutter Erika Döhrer, Seite 7)

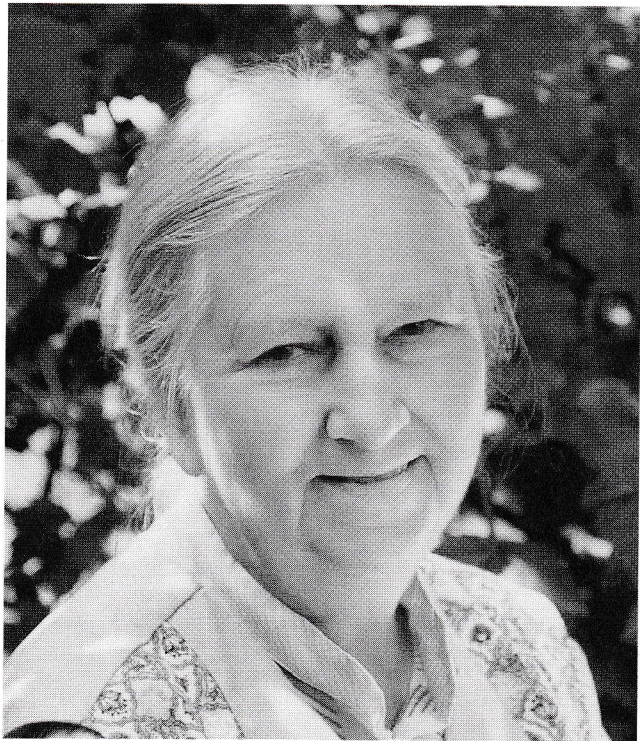
Schlimme Jahre Margarete Wegener geb. Reuter

Der Konflikt zwischen der Jungen Gemeinde und der FDJ im Jahr 1953 ist ein Kapitel der DDR-Geschichte. Junge Christen wurden Verdächtigungen, Bedrängnissen und Verfolgungen ausgesetzt. Die Staatsorgane griffen mit ihren Machtmitteln ein – nicht um die kirchliche Jugend zu schützen, sondern um sie zu unterdrücken.

Der Bericht von Margarete Wegener geb. Reuter, erschienen in »Studienhefte« zur mecklenburgischen Kirchengeschichte, zeigt uns, wie es damals zugeht.

Ich bat Frau Wegener um die Erlaubnis, ihren erschütternden Bericht in unserem »Sonderheft« als Zeitdokument aufnehmen zu dürfen. Sie war Katechetin in der Kirchengemeinde Brüel und wurde im Februar 1953 – vom Dienst weg – verhaftet. Im Mai 1953 wurde sie vom Bezirksgericht Schwerin zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt und anschließend in die Strafvollzugsanstalt Bützow-Dreibergen eingeliefert. Ihre Zuchthausstrafe wurde später auf eine Strafe von vier Jahren umgewandelt. Als sie 1956 aus dem Strafvollzug entlassen war, verließ sie nicht die DDR, sondern nahm ihren Beruf als Katechetin in Kühlungsborn wieder auf. 1957 verheiratete sie sich mit Pastor Ludwig Wegener. Als Pfarrfrau und Katechetin wirkte sie mit ihrem Mann bis zur Pensionierung in der Gemeinde Groß Varchow, Kreis Waren.

Noch lebt Frau Wegener über achtzigjährig – seit vier Jahren verwitwet – in dem alten Pfarrhaus in Groß Varchow. Auf meine Bitte hin (Red.) schickte mir Frau Wegener ein Foto von sich selbst und vom Pfarrhaus:



Margarete Wegener, Juni 2007



Pfarrhaus in Groß Varchow

Nun lassen wir Frau Wegener unter dem Titel »Meine schlimmen Jahre« erzählen:

Es war ein wunderschöner Vorfrühlingstag – der 27. Februar 1953. Die Pfarrfrau, Frau Melchert, war bereits im Garten, um aufzuräumen. Die Sonne hatte sie hinausgelockt. Ich hatte eine Menge zu tun, da Pastor Melchert für eine Woche in Biestow zu

einer Dorfmissionswoche war. Am Abend war Passionsandacht, die ich zu halten hatte. Nach etlichen Unterrichtsstunden am Vormittag standen noch zwei Jugendstunden am Nachmittag aus. Es handelte sich dabei um Jungenkreise. Unmittelbar vor der ersten Jugendstunde erschien der Ortspolizist. Vor einer Woche hatte er mich bereits zu sich in sein Dienstzimmer bestellt und sich nach meinen Jugendkreisen erkundigt. Er bestand darauf, jede Woche von mir einen genauen Dienstplan mit Angabe der Themen bzw. Bibelarbeiten zu erhalten. Ich hatte es abgelehnt. – Jetzt aber wollte er nur eine kleine Hausdurchsuchung durchführen, es sei nichts Besonderes, erklärte er mir. Es ging auch verhältnismäßig schnell. Ein Blick auf die Bücher genügte. Da stieß er auf ein Kinderbuch, das etwas abseits lag: »Die Schwestern aus Memel«, es war ein völlig harmloses Buch. Die Handlung spielte vor 1933.

Das Wort »Memel« ärgerte ihn. »Das ist Rassenhetze. Das Buch muss ich mitnehmen. Dafür werden Sie gewiss 5,00 Mark Geldstrafe bezahlen müssen. Packen Sie es mir bitte in ein wenig Zeitungspapier ein, damit es nicht jedermann sehen kann. Im übrigen können Sie getrost an Ihre Arbeit gehen. Lassen Sie sich nicht stören.« Mit diesen Worten verließ er mein Zimmer. Ich eilte die Treppen hinunter, denn meine Jungen warteten bereits nebenan im Gemeindehaus. Noch hatte ich keine Gelegenheit gehabt, auch nur mit einem Menschen über die Sache zu reden.

Nach kaum 20 Minuten wurde die Tür geöffnet. Der Polizist stand erneut in der Tür, brachte einen zweiten Polizisten mit, der laut und deutlich in Gegenwart der Jungen erklärte: »Fräulein Reuter, Sie sind verhaftet.«

Ich war starr vor Schreck. Keine Frage kam über meine Lippen. Ich weiß nur, dass ich wie im Traum zu den Jungen sagte: »Geht nach Hause!« »Kommen Sie, wir müssen noch einmal Ihr Zimmer durchsuchen!« Dort lagen noch die Bücher auf dem

Teppich. Ich hatte ja keine Zeit gefunden, sie wegzuräumen. Es blieb jetzt nichts verschont. Nun wurde von den Polizisten eine gründliche Hausdurchsuchung vorgenommen. Briefe, Aufzeichnungen wurden mitgenommen – und ich auch. Ich sehe mich noch aus dem Pfarrhaus gehen. Doch vorher sprang ich noch schnell in den Garten, um Frau Melchert zu informieren, aber in Begleitung der Polizisten, denen ich erklärte, dass ich am Abend zurück sein müsste. Die Antwort: »Sie kommen wieder.«

Man brachte mich aufs Rathaus gegenüber. Dort wusste man nicht so recht, was man mit mir anfangen sollte. Ich saß stundenlang auf einem Stuhl, bis man mich nach Sternberg zur Vernehmung brachte. Auf alle Fälle vernahm mich dort ein unangenehmer Mensch in einem Kellerraum. Er schrie mich an. Neben ihm lag ein Hund. »Gilt für Sie auch noch das Wort: Liebet eure Feinde?!« Ich höre ihn noch höhnen und spotten. »Also, unterschreiben Sie!« – Da stand es: »Sie war nicht gewillt, unsere Kinder zum Hass zu erziehen, sondern zur Liebe.« Das unterschrieb ich mit Freuden.

Später habe ich mich gefragt, was wohl Generationen nach uns sagen werden, wenn sie Einblick in diese Akte nehmen. Der Mann, der mich verhörte, hatte kein Konzept. »Woher nahm Kain seine Frau, nachdem er Abel ermordet hatte?« Ich antwortete mit Johannes Busch ganz dreist: »Wenn Sie darüber schon eine schlaflose Nacht gehabt haben, will ich Ihnen die Frage beantworten.« Das musste ihn erbosen. »Ihretwegen habe ich keine schlaflose Nacht, Sie bekommen Jahre Zuchthaus.«

«Nun, was ist nach dem Tode? Sense – aus!« Es erfolgte ein höhnisches Gelächter. Ich antwortete: »Nein, ich glaube, dass wir alle vor einen lebendigen Richter treten werden und über unser Leben Rechenschaft geben müssen.« Da packte den Mann die Wut. Er nahm seinen Stuhl, kam auf mich zu, als wenn er mich erschlagen wollte. »Richter, Richter!«, tobte er, »Sie kommen erst vor einen anderen Richter, vor den Richter der DDR!«

Es war weit nach Mitternacht, als mich eine Polizistin zur Leibesuntersuchung in Empfang nahm. Schließlich öffnete sie mir eine Zellentür. Man hatte notdürftig eine Zelle hergerichtet: ein Pritsche mit einer Decke!

Die Nacht war empfindlich kalt. Als sich die Tür hinter mir schloss, dachte ich spontan an Bischof Lilje, der in seinem Buch »Im finsternen Tal« diesen Augenblick beschreibt. »Lieber Gott, lass mich diese Tür vergessen, die mich von allem Leben da draußen trennt«.

Es ist eine ganz besondere Situation, die man nie in seinem Leben vergisst. Aber ich habe auch erfahren, dass ich hinter diesen verschlossenen Türen das Leben kennen lernen durfte. Das Zusammenleben auf engstem Raum mit vielen Menschen hat mir die Augen für manche Dinge geöffnet. Was ist der Mensch! Wie vielfältig und vielschichtig ist das Leid! Und wie hemmungslos kann auch der Mensch sein! Alle Masken fallen.

Die verschlossene Tür hat mich später nie mehr gestört. Ich fühlte mich in der Gebundenheit an Gott frei von allen Dingen. »Du stellst meine Füße auf weiten Raum«. –

In dieser Nacht konnte ich natürlich nicht schlafen. Die Kälte ließ es auch nicht zu. Tausende Gedanken jagten durch mein Gehirn. Ich hörte die Kirchenglocken ständig schlagen. Die Zeit wollte nicht vorangehen. Gegen Morgen holte man mich aus der Zelle. Unter Aufsicht durfte ich mich waschen und die Toilette benutzen. Dass man mir zwei Brötchen und Kaffee ausgehändigt hatte, musste ich schriftlich bestätigen.

Doch dann ging die Fahrt nach Brül zurück. In mir war Hoffnung. Jetzt würde man mich nach Hause schicken. Ich war mir keiner Schuld bewusst. Als man mich über den Marktplatz in Brül führte, schaute ich schnell nach dem gegenüberliegenden Pfarrhaus. Dort stand Michael, der achtjährige Sohn

der Pfarrwitwe, am Fenster. Ich hätte ihm am liebsten zugewinkt, unterließ es aber. Dass ich nun drei Jahre kein Kind mehr sehen würde, ahnte ich nicht. Im Dienstzimmer des Rathauses gab man mir ein Schriftstück und einen Bleistift in die Hand. »Unterschreiben Sie!« Ich las: »Haftbefehl wegen Kriegs- und Boykotthetze.« »Das unterschreibe ich nicht. Es ist eine Lüge.« Antwort: »Sie bleiben jetzt hier und können sich einen Rechtsanwalt nehmen.«

Eine sehr freundliche Wachtmeisterin führte mich in das Brüeler Gefängnis unmittelbar neben dem Rathaus. »Ich soll sie von Kopf bis Fuß kontrollieren, aber ich weiß, dass Sie nichts dabei haben. Es tut mir so leid.« Und schon schloss sich zum zweiten Mal die Tür. Es war Sonnabend. Ich hörte die Glocken läuten. Selbst das Orgelspiel erreichte mich in meiner Zelle. Ich fühlte mich eng mit der Gemeinde verbunden, aber erst jetzt wurde mir meine Lage recht bewusst. Die Sehnsucht nach der Gemeinde und nach meiner geliebten Arbeit war groß. Ich durfte an meine Eltern schreiben, die ohnehin genügend Lasten zu tragen hatten. Sie waren als Altbauern enteignet.

Am Montag erschien die Wachtmeisterin und brachte mir warme Wäsche aus dem Pfarrhaus. Sie weinte. Es hat mich immer wieder bewegt, wie gerade unter dem Wachpersonal sehr viel Menschliches zu spüren war. Auch der Polizist, der mich verhaften musste, nutzte den Augenblick, in dem er mit mir allein war, sich zu entschuldigen. »Glauben Sie, ich habe es nicht getan. Ich habe mich sogar kirchlich trauen lassen.«

Da außer mir nur sechs oder sieben männliche Insassen in dem Gefängnis waren, holte man mich in die Küche und sagte mir, dass ich nun für alle zu kochen hätte. So hatte ich etwas zu tun. Danach schloss mich ein lustiger Polizist wieder ein und rief: »Alles nach Schapp!«

Als ich an einem Morgen in die Küche gehen wollte, stand plötzlich eine alte Dame, Fräulein Hadler, vor

mir. Sie hatte es sich einfach erlaubt, bis in das Gefängnis vorzudringen. Die Polizisten, die sie gut kannten, erklärten ihr, dass sie sofort den Raum zu verlassen hätte, aber sie achtete nicht darauf. Vielmehr nahm sie mich in den Arm und sagte: »Wir haben gestern in der Kirche »Wenn wir in höchsten Nöten sein...« gesungen und für Sie gebetet.« Dann überreichte sie mir den 42. Psalm. Die Polizisten ließen sie gewähren. – Leider konnte ich mich nie mehr bei dieser kleinen mutigen Frau bedanken, sie starb bald danach.

Eines Morgens kam der leitende Polizist in die Küche und flüsterte mir ins Ohr: »Stalin ist tot. Heute müssen Sie einen klaren Kopf behalten. Merken Sie sich das.« Es dauerte dann auch nicht lange. Kurz nach acht Uhr morgens holte man mich zu einer Vernehmung. Stundenlang ging es um die gleichen Fragen. Das Buch spielte keine Rolle mehr. Nun ging es um die Junge Gemeinde: »Tarnorganisation! Die Drahtzieher sitzen in kapitalistischen Ländern. Wir lassen uns unsere Jugend von Ihnen nicht vergiften.«

Nur mit ganz kurzen Unterbrechungen ging die Vernehmung bis zum nächsten Morgen. Da erschien der erste Vernehmer des letzten Tages, gut ausgeschlafen und sagte zu mir: »Schade, Sie junger Mensch, nun stehen Sie vor einer Schranke. Hätte ich Sie früher in meine Hände bekommen, ich hätte einen anständigen Menschen aus Ihnen gemacht.« Man schickte mich auf die Zelle. An diesem Tag durfte ich nicht in die Küche gehen.

Am späten Abend holte man mich. Mit einem PKW, eingebettet von Polizisten, fuhr man mich im Schutze der Dunkelheit nach Sternberg. Auf dem Sternberger Marktplatz hatte man bereits für Stalin ein Ehrenmal errichtet. Der PKW fuhr irgendwo in Sternberg, der Ort ist mir bis heute nicht bekannt, in eine Kellergarage und ich wurde in eine Kellerzelle geführt. Sie war außerordentlich niedrig, man konnte kaum aufrecht stehen. Das Wasser lief von den Wänden, aber ich bekam eine bezogene Decke.

Diese Nacht in Einzelhaft war eine der schlimmsten Nächte während der Haft. Ich war durch die plötzliche Verlegung so aufgewühlt und konnte mir das alles nicht erklären. Als es dann auch noch die ganze Nacht über mir polterte und ich überhaupt nicht zu Ruhe kam, kannte ich nur einen Gedanken: Jetzt ist Stalin tot. Nun bringen sie mich um. – Ich konnte ja nicht wissen, dass das Wachpersonal in dem Dienstzimmer über der Kellerzelle Tischtennis spielte, um sich die Zeit zu vertreiben. Natürlich trugen die Polizisten schwere Stiefel zu ihrer Uniform. Deshalb polterte es so.

Als mich am nächsten Morgen ein Beamter besuchte und ich ihm die nassen Wände zeigte, meinte er: »Sie brauchen nicht hier zu sein. Sagen Sie doch, wer Sie verführt hat und dass Sie einen falschen Weg gegangen sind. Dann sind Sie frei.«

Ich konnte absolut nichts mit diesem Satz anfangen, denn ich war aus freien Stücken in die kirchliche Arbeit gegangen. Niemand hatte mich verführt. Am Tage darauf kam der Beamte noch einmal. »Sie können heute Rektorin einer Schule sein. Überlegen Sie es sich!«

Am Nachmittag dieses Tages vernahm man mich. In dieser Vernehmung ging es nur um die »Junge Gemeinde«.

Man fragte mich nach dem Ziel unserer Arbeit. Ich antwortete: »Junge Menschen zu Christus zu führen.« Darauf kam die verfängliche Frage: »Können junge Menschen, die an Christus glauben, auch noch an Marx und Engels glauben?« Wir blieben bei dem Wort »Glauben« hängen. Er verstand mich nicht. So drehte er mir das Wort im Munde um. Im Protokoll, das ich zu unterschreiben hatte, war zu lesen: »Da ich nicht immer mit der Lehre von Marx und Engels einverstanden war, bemühte ich mich, junge Menschen für Christus zu gewinnen.« Ich weigerte mich, den Satz zu unterschreiben, aber was konnte ich dagegen tun!

An diesem Nachmittag wurde sozusagen schon das Urteil gesprochen. Spät abends kam ein sehr junger Polizist in die Zelle. »Schlafen Sie nicht ein. Sie kommen heute noch weg.«

Tatsächlich wurde ich abends gegen 22.00 Uhr in eine »grüne Minna« gestopft. In diesem Wagen befanden sich lauter kleine enge Kabinen ohne Fenster, nur nach oben mit einem Luftschacht versehen. In eine solche Zelle wurde ich gepresst. Man konnte sich überhaupt nicht bewegen. Neben mir, um mich herum saßen Menschen, die man nicht sehen, sondern nur hören konnte. Ich weiß nicht, wie lange wir gefahren sind. Jedenfalls war ich erst an Ort und Stelle, als bereits der Kaffee ausgegeben wurde. Als die Beamten mich in Empfang nahmen, erklärten sie mir: »Sie befinden sich im Untersuchungsgefängnis in Schwerin im Justizgebäude. In diesem Hause haben Sie nichts zu fragen, sondern nur auf Fragen zu antworten.« Dann nahm man mir die Schuhbänder und Haarklammern ab. Ein hässlicher Mensch führte mich in eine Einzelzelle. Überall waren Netze gespannt, gebohnerte Flure, Tür an Tür!

Nachdem sich wieder die Türe hinter mir schloss, schaute ich mich um: Eine Pritsche mit einer Decke und ein Kübel in der Ecke. Der Fußboden war gefliest, das Fenster verblendet. An der Zellentür machte sich jemand zu schaffen. Ein Auge wurde an der kleinen Öffnung sichtbar und verschwand wieder. Daran hatte man sich zu gewöhnen, Tag und Nacht wurde man beobachtet. Nachts brannte das Licht.

Diese ersten Tage der Untersuchungshaft schienen endlos. Man wurde sehr früh geweckt und zum Waschen und Entleeren des Kübels ausgeschlossen. Das Waschen geschah unter einem Wasserhahn, nur zwei Kämmen lagen für alle Insassen dieses Hauses bereit und auch lediglich zwei Zahnbürsten, auf die ich lieber verzichtete. Alles musste sehr schnell gehen. Die Polizisten standen dabei. Weibliches Personal habe ich in diesem Haus nicht gesehen.

Danach wartete man auf den Kaffee, auf das Mittag- und schließlich auf das Abendessen. Erst gegen 22 Uhr bekam man das Signal zum Schlafen. Am Tage durfte man sich nicht hinlegen. Man lief in der Zelle auf und ab, setzte sich ein Weilchen auf die Pritsche oder stellte sich an den Heizkörper, der kaum Wärme spendete. Im übrigen glich dieses Haus einem Totenhaus. Die wachhabenden Polizisten schlichen in Pantoffeln über die gebohnerten Flure, damit sie niemand hören konnte. Mir war klar, dass man hier sein Herz in beide Hände nehmen und sich auf sein Innenleben besinnen musste. Ganz bewusst habe ich mir meine Tage eingeteilt. Ich habe über Bibeltexte nachgedacht, Bibelkunde getrieben, Gesangbuchverse wiederholt, mich mit Literatur, Geschichte oder Ähnlichem befasst. Ohne Papier und Bleistift habe ich Gedichte geschrieben, auch Erzählungen entworfen. Nichts, aber auch gar nichts stand mir zur Verfügung. – Aber das Gebet blieb mir. Wie reich war ich dadurch! Ich spürte, dass man draußen an mich dachte. Im Gebet fühlte ich mich mit allen verbunden. Das Singen wurde mir sofort untersagt.

Nach vielen Tagen des Alleinseins führte man mich zur ersten Vernehmung. Ich war so aufgeregt, dass sich meine Knie später im Vernehmungszimmer nicht beruhigen wollten. Neu war für mich der ständige Befehl: »Hände auf den Rücken. Gesicht zur Wand!«

Bei meinem Vernehmer saß ich in der äußersten Ecke eines freundlichen Zimmers. Der Offizier schaute mich von oben bis unten an. »Nun, wie geht es Ihnen? Haben Sie etwas zu sagen? Sie werden hier korrekt behandelt.« Nachdem umständlich die Personalien aufgenommen waren, schaute er mich an und sagte: »Sie haben in Schwerin laufend gegen die Organe der Volkspolizei verstoßen. Erinnern Sie sich? Ich wusste beim besten Willen nicht, was der Offizier von mir wissen wollte. «Nun, wenn Sie sich nicht erinnern könnten, gehen Sie auf Ihre Zelle. Da können Sie über alles nachdenken. Wir haben Zeit.« Schon nahm er den Telefonhörer: »Bit-

te Nr. abholen!« Ein Polizist erschien und brachte mich auf die Zelle.

Da saß ich nun wieder viele Tage allein. Wie sollte ich das Rätsel lösen?

Als ich wieder zur Vernehmung geholt wurde, hatte der Offizier das Radio eingeschaltet. Frühlingslieder, von Kindern gesungen, drangen an mein Ohr. Wie schwer war es mir. Also war inzwischen Frühling geworden. Der Vernehmer wandte sich mir zu: »Sie singen gern?« In diesem Augenblick wurde mir alles klar. 1951- zwei Jahre vor der Verhaftung – bezogen wir das Katechetische Seminar in der Graf-Schack-Allee in Schwerin. Ein Jahr Ausbildung in der Apothekerstraße mit Privatunterkünften und ein halbes Jahr Praktikum in den Gemeinden lagen hinter uns. Nun durften wir in einem schönen geräumigen Haus zusammen mit dem Unterkurs wohnen. Von dem Balkon des Hauses aus – mit dem Blick auf den Burgsee – entdeckten wir an einem Abend etwas Außergewöhnliches. Zur Linken des Burgsees in Richtung Schloss lag ein Gefängnis, das abends bzw. nachts hell erleuchtet war. Das hatten wir bisher überhaupt nicht wahrgenommen. Wie blind waren wir daran vorübergegangen, mit uns selbst sehr beschäftigt. Sofort kam uns der Gedanke, den Gefängnisgeistlichen für Schwerin, Herrn D. Engelke, zu befragen. Seine Antwort lautete: »Nein, das ist ein Untersuchungsgefängnis, da hat niemand Zutritt.«

Spontan entschieden wir uns, diesen Menschen dort ein Zeichen zu geben. Wir gingen von nun an jeden Abend an den Burgsee und sangen alte Choräle. Vierzig junge Menschen waren wir – voll Eifer und davon beseelt-, den Menschen in Not und Gefangenschaft zu vermitteln: Wir denken an euch, und Gott kann euch trösten.

So und nicht anders hatten wir es uns gedacht. Und wir sahen, dass die Gefangenen versuchten, aus dem Fenster zu schauen. Zwei Jahre später erlebte ich in Bützow etliche dieser Menschen. Es waren

vorwiegend junge intelligente Leute, die zu mir sagten: »So können wir uns doch noch bei einem bedanken. Wir haben jeden Abend auf das Singen gewartet.«

Unser abendliches Singen sollte nicht lange währen. Nach einigen Tagen standen zwei Herren in Zivil am Bürgersee, die uns ins Seminar folgten, um mit zweien von uns zu verhandeln. Wir waren natürlich sehr erregt und warteten gespannt auf das Ergebnis. »Sie können singen, soviel Sie wollen, aber nicht an dem Ort und nicht für die Menschen. Sie haben den Trost nicht nötig, sie sind Kriegsverbrecher«, erklärte man uns. In dem Augenblick stand für uns fest, dass wir von nun an jeden Abend um die gleiche Zeit vom Balkon des Hauses aus weiter-singen würden. Wir haben es getan, nach uns andere Kurse, die oft gar nicht mehr um den eigentlichen Grund des Singens wussten. Ich höre uns noch singen: »Noch hinter Berges Rande, wo Sonne kaum gelacht, der Frierenden erbarmte, uns kurze Zeit erwärmte, ruht wiederum die Nacht.«

Nun, das haben wir alle erlebt, jeder auf seine Weise. Ich war nur eine von den vierzig Leuten, ich habe keinen Chor geleitet und auch nicht mit den Polizisten verhandelt. Mein Fehler bestand darin, dass ich davon erzählt habe. Während des letzten Halbjahres meiner Ausbildung fuhr ich regelmäßig an zwei Tagen der Woche nach Brüel, um Jugendstunden zu halten. Auch Jugendkreise hatte ich während des Praktikums betreut. Da es bereits feststand, dass ich nach dem Examen ganz nach Brüel zurückkehren würde, lag mir daran, diese Zeit zu überbrücken. So fuhr ich am Abend nach jenem Erlebnis mit dem Singverbot in Schwerin nach Brüel, um eine Berufstätigenrunde zu halten. Es war Urlaubszeit. Wir saßen im Pfarrgarten im fast ungewohnten kleinen Kreis beisammen. Damals hatten die Jugendkreise in allen Gemeinden großen Zulauf. Was lag näher, so erschüttert ich war, als von diesem Ereignis zu erzählen. Ich erinnere mich, dass ich über Mathilde Wrede, eine Freundin der Gefangenen Finnlands sprach. Dieser Abend muss Spuren

hinterlassen haben. Zwei Jahre später zeigte mich ein junges Mädchen aus dem Ort, das an jenem Abend dabei war, an. Es war FDJ-Sekretärin geworden und sah mich nun als Konkurrenz an. Das war verständlich.

Die Anzeige fiel auf fruchtbaren Boden, denn um diese Zeit zog man gegen die Junge Gemeinde zu Felde. Es bestand im ganzen Land ein offener Konflikt zwischen der Jungen Gemeinde und der FDJ. Oberschüler, die sich zur Jungen Gemeinde bekannten und das Kugelkreuz trugen, mussten die Oberschule verlassen. Auf der unteren Ebene vor Ort wurden zuweilen heftige Kämpfe ausgetragen. Wir blieben bisher davon verschont. Jetzt aber setzte dieser Stein, den mir Charlotte auf den Weg werfen wollte, eine Lawine in Bewegung (das zur Vorgeschichte).

Mein Vernehmer kam schnell zum Ziel. Man ließ mich in Ruhe. Doch eines Nachmittags wurde ich in den Keller geführt. Nachdem man mich fotografiert und Fingerabdrücke gemacht hatte, führte man mich in einen dunklen Raum. Ich entsinne mich nur noch an einen langen Tisch, an dessen Ende ich Platz zu nehmen hatte. Am oberen Ende gegenüber saß ein Mensch, dessen Antlitz ich nie in meinem Leben vergessen werde. Was er von sich gab, war zum Fürchten. Immer wieder erzählte er von meinen Verbrechen. Es rauschte nur so an mir vorüber. Doch dann kam der Satz: »Und ich sage Ihnen, gehen Sie nicht wieder zur Kirche, wenn Sie überhaupt noch einmal das Tageslicht wieder sehen sollten!«

Nach solcher Tortur fragte ich mich: Was hat man bloß getan, dass man zu solchem Verbrecher abgestempelt wird?

Abends machten sich jetzt zwei junge Beamte an meiner Tür zu schaffen. Sie öffneten die Klappe, um mit mir zu diskutieren. Seitdem rief man mich »Jesus«, wenn ich über den Flur geführt wurde und es wurde geschrien: »Jesus sprach: Es werde Licht. Und er fand den Lichtschalter nicht!«

Übrigens kam ich während des Vierteljahres Untersuchungshaft nur für drei Mal kurz an die Luft. Ganz allein durfte ich unter Aufsicht einen kleinen Hof beschreiten. Meinen 25. Geburtstag erlebte ich am Karfreitag in Einzelhaft. Später freute ich mich, als man mich zu einer Grenzgängerin aus Herrsburg verlegte. Es währte nur ein paar Tage. Dann kam eine »Zeugin Jehovas« aus Schwerin zu mir in die Zelle. Sie erwartete ihr viertes Kind. Ein hartes Urteil traf sie später. Wir waren aneinander gewiesen. Es tat so gut, wieder einen Menschen in der Nähe zu haben, auch wenn wir natürlich nicht auf einen Nenner kamen. Ich fieberte mehr denn je meinem Termin entgegen. Manchmal wagte ich, an einen Freispruch zu denken, aber dann rechnete ich auch mit dem Schlimmsten. Auf alle Fälle hoffte ich, nach dem Termin schreiben zu können. Seit dem Vierteljahr war ich für alle verschollen.

Das Urteil

Den Tag und die genaue Uhrzeit meiner Gerichtsverhandlung erfuhr ich erst unmittelbar vor dem Termin. Es war der 27. Mai nachmittags, als man mich mit einem PKW an Ort und Stelle brachte. Ich bestieg den Wagen in einer Kellergarage. Neben mir zur Rechten und Linken saßen Polizisten. Auf Handschellen verzichtete man. Dafür musste ich eine Brille mit schwarzen Mattscheiben o.ä. aufsetzen. Jedenfalls sollte ich nichts von meiner Umgebung wahrnehmen. Durch einen kleinen Spalt entdeckte ich, dass es regnete. Ich sah den Pfaffenteich, der mir klar machte, wohin die Reise ging. Die Verhandlung musste also im Arsenal stattfinden. Wieder fuhren wir in eine Kellergarage. Nachdem man mir vorher die Brille abgenommen hatte, führte man mich die Treppe hoch. Da erwartete mich auf dem Flur der Rechtsanwalt, den mir der Oberkirchenrat gestellt hatte. Herr Neubeck kam mir sehr freundlich entgegen, gab mir die Hand und sagte: »Ich soll Sie verteidigen, wir müssen uns noch kurz unterhalten, denn ich habe bisher keinen Einblick in Ihre Akte nehmen dürfen.« Wie wohltuend für mich. Ein Mensch!

56

Herr Neubeck wusste tatsächlich nicht, wie er mir helfen sollte. Die Zeit drängte. Ein Polizist stand neben uns und überwachte die Gespräche. Kurze Zeit danach führte man mich in einen großen Verhandlungsraum. Um mich herum ein Kranz von Polizisten, vor mir das »hohe Gericht«.

Beim Betrachten des Zimmers entdeckte ich viele mir vertraute Gesichter. Ich sah Herrn Dr. Werth, meinen Kreiskatecheten, und auch Herrn Oberkirchenrat Maercker. Als ich es wagte, mich einmal umzuschauen, wurde ich schroff zur Ordnung gerufen. Und dennoch gelang es mir, einen Blick des Oberkirchenrats wahrzunehmen. Er winkte mir zu, als wollte er mir sagen: »Wir wissen alles!« Es war für mich in diesem Moment eine große Hilfe.

Doch dann geschah das Unglaubliche. Alle Anwesenden mussten den Raum verlassen. Zur Urteilsverkündung durften sie dagegen wieder dabei sein. »Im Namen des Volkes verurteilen wir die Katechetin Margarete Reuter wegen Kriegs- und Boykotthetze zu acht Jahren Zuchthaus mit Vermögenszug.«

Doch während der Urteilsbegründung wurde die Öffentlichkeit erneut wegen Gefährdung der Staatsicherheit ausgeschlossen. Es gab einige Schwierigkeiten. Oberkirchenrat Maercker weigerte sich und wurde unsanft hinausgeschoben.

Welch ein Widerspruch! Das Volk verurteilt und wird dann ausgeschlossen. Die Begründung des Urteils war nur noch eine Formsache. »Die Angeklagte gehört einer besonderen Schicht an. Ihre Eltern sind Kulacken.« Den Ausdruck kannte ich nicht. Meine Eltern waren Altbauern und enteignet worden. »Die Angeklagte war nach dem Krieg Lehrerin und ging in die kirchliche Arbeit. Sie nahm Stipendien des Staates entgegen und war nicht bereit, ihre Kraft dem Staat zur Verfügung zu stellen.«

Ich habe nie Stipendien erhalten, allerdings war die Ausbildung kostenlos. Nun kam das Buch zur Spra-

che. »Die Angeklagte trieb Rassenhetze.« Die Geschichte am Burgsee wurde besonders aufgebaut. Der Staatsanwalt sagte: »Wo man singt, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder! Singen ja, aber für wen? Wer für Kriegsverbrecher singt, ist ebenfalls ein Kriegsverbrecher.«

Charlotte erschien als Zeugin. Sie war verwirrt, denn auf dem Flur standen viele Gemeindeglieder aus Brüel, die sie kannten. »Was hat die Angeklagte bezwecken wollen, wenn Sie Ihnen die Geschichte erzählte?« Charlotte fand keine Worte. »Sie hat immer nur vom Trösten gesprochen.« »Ach was, sie wird ja eine besondere Absicht gehabt haben.« »Ja, darum hat sie wohl Hetze gegen die DDR treiben wollen.« »Danke, Sie können gehen«. So schnell und einfach wird entschieden.

Schließlich hieß es: »Sie haben die Arbeit der FDJ absichtlich untergraben. Sie haben die Jugend irreführt und vergiftet.«

Die Rede des Staatsanwaltes erschien mir wie ein Platzregen. Ich hörte kaum noch auf seine schwulstigen Redewendungen. Er hieß übrigens Enskat und soll in den Wirren des 17. Juni 1953 umgekommen sein. Mein Rechtsanwalt war völlig hilflos. Was sollte er auch schon tun?

Er verwies noch einmal höflich auf meine Jugend, die doch zu berücksichtigen sei. Sofort erwiderte man ihm, es sei daran gedacht worden. In einer knappen Stunde hatte man alles über die Runden gebracht. Mein Rechtsanwalt gab mir die Hand und sagte: »Sie sind ja innerlich gefestigt, gehen Sie nur getrost Ihren Weg. Es wird bald anders.«

Der Staatsanwalt kam danach: »Setzen Sie sich in die Ecke. Sie bekommen noch eine schlechte Nachricht.« Pastor Trenkler, Gressow, erschien in der Begleitung eines Polizisten. Nach wenigen Worten wusste ich es. Meine Schwester Anneliese war tödlich verunglückt. Am 4. April war meine 24 jährige

Schwester in der Innenstadt Wismars beim Überqueren der Straße von einem Radfahrer angefahren worden. Sie stürzte. Ein russischer LKW überrollte sie.

Fast acht Wochen waren seitdem vergangen. Niemand durfte mir diese Nachricht bringen. So vieles wollte ich wissen, doch die Zeit war knapp. »Die Gemeinde grüßt Sie mit Josua 1, 9«, so verabschiedete sich Pastor Trenkler, um meiner tief betrübten Mutter Platz zu machen. Sie nahm mich in die Arme und zeigte mir ein letztes Bild meiner verstorbenen Schwester. Der Polizist riss es meiner Mutter aus der Hand: »Das ist nicht gestattet!«

Meine Mutter, die mit einem Freispruch gerechnet hatte, war untröstlich. »Acht Jahre, nein, das überstehen wir nicht. Du wirst dir bei fremden Leuten Unterschlupf suchen müssen.« Es war zu viel für sie. So kannte ich meine Mutter nicht.

1931 hatten meine Eltern ihre drei ältesten Söhne im Alter von fünf, acht und elf Jahren an einem Tag verloren. Sie waren ertrunken. Jetzt war ihnen die Tochter genommen, die ihnen Halt und Stütze war. Als enteignete Bauern, meine Familie war sieben Generationen auf dem Hof, bekamen sie keine Rente, jedenfalls zu dem Zeitpunkt noch nicht. Meine Schwester, die ihr Staatsexamen in Land- und Hauswirtschaft gemacht hatte, bekam auf der BHG eine Stellung. Sie war täglich um die Eltern und unterstützte sie. Noch wohnten die Eltern in einem unbeheizbaren Zimmer des Bauernhauses. Als man mich verhaftete, entließ man meine Schwester. Sie war arbeitslos. Auf die Rückseite des Entlassungsscheines schrieb sie: »Ich will leben, das Leben ist so schön.«

Nun musste meine Mutter zu meinem Vater zurückfahren und ihm eine neue Hiobsbotschaft bringen. Mein Vater war damals 72 Jahre alt. Er neigte zur Schwermut. Doch bevor meine Mutter heimkam, hatte mein Vater bereits über den RIAS das harte Urteil erfahren.

Als wir Abschied voneinander nahmen, sah ich, wie dem jungen Polizisten, der neben uns stand, die Tränen über die Wangen liefen, während in etwa zehn Meter Entfernung von uns der Staatsanwalt und noch andere Leute an einem Tisch saßen oder lagen. Jedenfalls hatten sie sich etwas so Außergewöhnliches zu erzählen, dass sie mit den Fäusten auf den Tisch schlugen und ein brüllendes Gelächter veranstalteten. Nie werde ich diesen Kontrast vergessen.

«Das verdrängte Volk» aber blieb hartnäckig auf dem langen Korridor stehen. Die Gemeindeglieder aus Brüel wollten mich wenigstens noch einmal sehen und mir zunicken. Man forderte sie erneut auf, den Flur zu räumen, doch sie gingen nur mit Widerwillen. Man schob sie hinter eine große Glas-tür. Ich sehe sie noch vor mir, als man mich über den Flur führte.

Wenige Minuten später saß ich in dem bewussten Auto, das mich zurück brachte. Wie mir zumute war, kann ich nicht beschreiben. Jetzt wünschte ich mir eine Einzelzelle, um mit meinem großen Schmerz allein zu sein. Aber dieser Wunsch erfüllte sich nicht. Im Gegenteil: Man brachte mich in die Abgangszelle, in der bereits fünf Frauen nach ihrem Urteil auf den Transport warteten. Als sich die Tür hinter mir schloss, nahm mich eine alte Dame in ihre Arme. »Mein liebes Kind!« Sie war Missionarin der Freikirche und hatte trotz ihres Alters (70 Jahre) zehn Jahre Zuchthaus bekommen. Ich sehe es als eine besondere Fügung Gottes an, dass man uns zusammenführte. Wie klein erschien mir mein persönliches Leid angesichts dieser Tatsachen. Wir beteten gemeinsam und sangen uns gegenseitig Trost zu. Immer wieder sang ich die schönen Paul-Gerhardt-Lieder. Welch ein Reichtum! Wie wohltuend war das Lied von Hedwig von Redern: »Weiß ich den Weg auch nicht...«

Auch in den folgenden Haftjahren habe ich es oft gesungen. Da wir kein Papier und keinen Bleistift zur Verfügung hatten, ritzen die Frauen den Text

mit dem Löffel in die gekalkte Wand. Da ich keine Berufung eingelegt hatte, meinem Rechtsanwalt erschien es sinnlos, verließ ich zuerst die Zelle. Man brachte mich nach Bützow-Dreibergen.

Die Haft

Als die »grüne Minna« hielt und ich das Klappern vieler Holzpantoffeln vernahm, wusste ich, dass ich am Ziel war. Man brachte mich in Bützow-Dreibergen in die sogenannte Aufnahmezelle, die vor Dreck starrte. An der Wand stand: »Ich bin von Deutschland nach Deutschland gegangen, als Deutsche von Deutschen gefangen.« Das Gefängnis war total überfüllt. Als wir Frauen über die langen Korridore zur Einkleidung geführt wurden, winkten uns die Männer zu, die zur Arbeit gingen. Ein ohrenbetäubender Lärm herrschte in diesem Haus im Gegensatz zum Untersuchungsgefängnis. Eine besonders freundliche Wachtmeisterin hatte uns einzukleiden. Man spürte, wie schwer es ihr wurde. Sie fragte mich, weshalb ich hier sei. Und danach machte sie sich Luft: »Sie glauben ja gar nicht, was ich hier so täglich erlebe!«

Meine Sachen, die ich seit dem 27. Februar trug, jetzt war der 5. Juni, vertauschte ich gegen die Gefängnisbekleidung. Sie bestand aus Herrenunterwäsche (Hemd mit langem Ärmel, lange Unterhosen), einem ausgedienten VP-Anzug (Jacke und Hose mit Streifen), dicken Socken, Holzpantoffeln, später Holzschuhen, Fußlappen und einem Kopftuch. Zur Ausrüstung des Gefangenen gehörten eine Decke, eine Ess-Schale, die gleichzeitig als Tasse diente, ein Löffel. Von Zuhause durften wir uns eine Zahnbürste mit Holzstiel und Zahnstein, auch einen Kamm schicken lassen. Mit der Hygiene war es eine Katastrophe! (Allein die Kübelgeschichte auf der engen Zelle!).

Ich kam in ein völlig überfülltes Frauengefängnis, das sich in der Stadt befand. Es muss eine alte Klosteranlage gewesen sein. Heute dient dieses Haus dem Rat des Kreises. Die ersten Nächte teilte ich mit

einer ehemaligen Wachtmeisterin einen Strohsack. Die Flöhe plagten uns. Wir konnten nicht schlafen. Da erzählte sie mir von der Aktion »Rose«, der Verhaftung vieler Hotelbesitzer im Ostseeraum. Sie hatte sich persönlich bereichert und saß wegen Unterschlagung. (Eine breite Palette von Delikten: Spionagefälle, Wirtschaftsvergehen, Zeugen Jehovas, Abtreibung, Unterschlagung....).

Nach wenigen Wochen bekam ich Arbeit. Man führte mich über den Hof in einen Schuppen. Dort hatte ein Privatmann aus Bützow seine Korbfabrik untergebracht. Es arbeiteten hier vorwiegend Gefangene mit langen Zuchthausstrafen, u.a. Mörder, zu denen ich bald Kontakt hatte. Ich nähte Rettungsringe, Schwimmwesten u.ä. Wie oft dachte ich, wenn ich einen Rettungsring zwischen den Knien hatte: »Rettet den Menschen!«

Später zogen die Kleiderwerke Güstrow in diesen Raum. Wir arbeiteten in drei Schichten. Nun kam ich mit vielen politischen Häftlingen in Berührung, vor allem mit Zeugen Jehovas, die es immer wieder versuchten, mich zu bekehren. Ich ging absichtlich nicht ans Fließband, sondern war Handnäherin. Wir Handnäherinnen saßen an einem großen Tisch und hatten neben uns einen Stapel Hosen. Das Gefängnis ist und bleibt eine Gerüchteküche. Der Häftling lebt immer in einem Spannungsfeld zwischen Hoffnung und Angst. Die Arbeit gab unseren Tagen einen Rhythmus. Die Sonntage dagegen waren schrecklich. Wir waren den ganzen Tag auf der engen Zelle und wurden nur für 20 Minuten ausgeschlossen. Den Freistundengang auf dem Hof durfte man uns nicht nehmen, doch wenn es regnete, sparte man sich die Arbeit. Zum Gottesdienst wurden einfach pauschal 20 bis 30 Leute ausgeschlossen. Man öffnete einfach die ersten drei Zellen und rief: »Es sind genug!«

Pastor Salzmann, ein sehr freundlicher Mann, öffnete seinen Koffer, in dem sich sein Talar befand, und zog sich vor unseren Augen an. Wenn er sein Beffchen umband, schaute er in einen Spiegel, den er

an der Innenseite des Kofferdeckels befestigt hatte. Wir hatten alle keinen Spiegel und wussten nicht mehr, wie wir aussahen. Einmal kam der gute Pastor in den Raum und sagte: »Heute ist so ein schönes Wetter. Wir wollen singen: Geh aus mein Herz.« Ahnte er vielleicht, wie schwer es uns um Herz sein musste? Ich sah in den drei Jahren Haft außer den Mauern und zuweilen der Kirchturmspitze nur einen alten Baum, der im Frühling grünte, im Herbst seine Blätter abwarf und wieder kahl wurde. Alle vier Wochen durften wir einen Brief schreiben. Dazu wurden wir extra ausgeschlossen. Ein vorgedrucktes Formular mit 20 Reihen und ein Bleistift lagen bereit.

Die Angehörigen durften uns einmal im Monat schreiben und einer von ihnen durfte uns einmal im Vierteljahr für 20 Minuten besuchen. Das waren aufregende Tage, denen man entgegenfieberte, aber meistens war man unbefriedigt. Nachdem die erste Scheu überwunden war, vergaß man vor Aufregung so vieles und der Uhrzeiger lief unbarmherzig. Ein Wachtmeister hörte zu. Schrecklich war es, wenn er sagte: »Die Besuchszeit ist um.« Die Angehörigen hatten große Strapazen auf sich genommen. Wie mag ihnen zumute gewesen sein? Nach einem Jahr Haft wurde ich plötzlich aus der Zelle gerufen. Vor mir stand der kleine Staatsanwalt Kayser, den ich des öfteren um eine Bibel gebeten hatte, die er mir aber nie gestattete, auch als Fachbücher erlaubt wurden und ich ihm erklärte, dass die Bibel mein Fachbuch sei. Jetzt sagte er mir in einem Ton, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt: »Ihre Zuchthausstrafe von acht Jahren ist in vier Jahre verwandelt worden.« Dann konnte ich gehen. Es war mir unbegreiflich – einfach so ohne Termin, ohne Rechtsanwalt? Als ich auf der Zelle war, wurde mir erst mein Glück so recht bewusst.

Ein Jahr war ich mit der Bürde von acht Jahren umhergelaufen. Jetzt hatte ich nur noch drei Jahre zu sitzen. Es waren schließlich nur noch zwei. Die vielen kleinen Demütigungen, die Schikanen!

In den drei Jahren Haft lebte ich in 19 verschiedenen Zellen. Immer nachts waren große Zellenverlegungen. Man wirbelte so gern alles durcheinander. In jeder Zelle machte man wieder unterschiedliche Erfahrungen und Bekanntschaften mit Menschen.

So war ich zum Beispiel elf Monate mit einer Freundin Hilde Benjamins zusammen: Anna Schlotterbeck. Die Familie Schlotterbeck hatte in besonderer Weise im Dritten Reich leiden müssen. Man hatte eine ganze Familie umgebracht. Friedrich Schlotterbeck, der Mann von Anna, wurde nach zehn Jahren Zuchthaus entlassen und konnte noch kurz vor Beendigung des Krieges in die Schweiz fliehen. 1945 kehrte das Ehepaar Schlotterbeck in die DDR zurück. Als wahre Kommunisten, die schon zu Lenins Füßen gesessen hatten, wollten sie sich tatkräftig am Aufbau der DDR beteiligen. Doch ihre Kritik war unerwünscht. Man verurteilte beide zu drei Jahren Zuchthaus. Doch das warf sie nicht um – im Gegenteil. Frau Schlotterbeck sagte: »Der Staat steckt noch in den Kinderschuhen. In zwanzig Jahren brauchen wir keine Zuchthäuser mehr. Dann haben die Umstände die Menschen verändert.« Wir verstanden uns. Doch eines Tages sagte sie zu mir: »Seitdem ich Sie kenne, lerne ich das Christentum hassen. Ihre Geduld bringt mich aus der Fassung. Sie müssten die Wände anlaufen, weil Sie hier zu Unrecht sitzen.« Als ich einmal unerlaubt eine Bibel aus der Bibliothek zugesteckt bekam, dort standen die Bibeln zur Ansicht, hielt ich es für richtig, meiner Zellengenossin die Wahrheit zu sagen. Da umarmte sie mich und weinte: »Ich bin nicht gegen die Bibel. Jesus war ein Kommunist. Jetzt musst du mir nur noch eine Stelle in der Bibel suchen. Wir haben nämlich damals nach der Urnenbeisetzung unserer Angehörigen eine Platte arbeiten lassen, auf der das Bibelwort steht: »Ich habe einen guten Kampf gekämpft...« Wie gern tat ich es. Die Bibel verschwand in meinem Strohkopfkissen. An eine Zellenkontrolle durfte ich nicht denken. Nur wenige Tage behielt ich den Schatz.

Besonders hart war die Zeit für Häftlinge, die sich zusätzlich mit ihrer Schuld quälten. Da war u.a. eine Lehrerin aus Meißen, die mit vielen jungen Menschen in einem großen Prozess zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Sie litt darunter, dass sie unter Druck Namen preisgegeben hatte. »Wenn ich doch nur die Jahre Zuchthaus dieser Leute zu meinen zehn Jahren Haft dazurechnen könnte! Ich wäre glücklich, sie wieder in Freiheit wissen zu dürfen.« Wie oft habe ich gerade diesen lieben Menschen – eine Medizinstudentin war darunter – gesagt, dass wir alle von der Vergebung leben dürfen.

Mörder waren auch unter uns. Sie waren bereits zum Tode verurteilt worden. Später hatte man sie auf »lebenslang« begnadigt. Nun hatten sie viele Jahre Haft hinter sich und keine Aussicht, entlassen zu werden. Mit großer Hochachtung sprachen sie von Pastor Schlagowski, der sie während der Zeit der Justiz bis etwa 1952 persönlich betreuen konnte. Er hatte sie zum Teil auf den Tod vorbereitet.

Eines Tages stand die Tochter meines Rechtsanwalts vor mir. Sie war mit anderen Biologen wegen angeblicher Spionage verurteilt worden (Artikel 6).

Ich könnte Geschichten an Geschichten reihen. Es war ein buntes Gemisch von Frauen unterschiedlicher Art. Viele liebe Bäuerinnen sind mir noch sehr gegenwärtig. Ihre Männer saßen auf Drebergen. Haus und Hof hatte man ihnen genommen, weil sie ihr Soll beim besten Willen nicht erfüllen konnten. Fabrikbesitzerinnen, Hotelbesitzerinnen, Hebammen, Schwestern, Laborantinnen und viele Frauen, die wegen Republikflucht zu mindestens fünf Jahren verurteilt wurden. Die armen Mütter! Das Heimweh nach den Kindern ist nicht zu beschreiben. Wenn es Weihnachten wurde, spürte man diesen Schmerz in besonderer Weise.

Überhaupt Weihnachten: kein Tannenzweig, kein Licht, kein Gruß von draußen! Von fern hörten wir die Glocken, die uns von einer Gemeinde kündeten.

Durch die sieben Stäbe des Zellenfensters sahen wir die Sterne. Nie habe ich persönlich Weihnachten tiefer erlebt als dort in der Zelle. Wie reich fühlte ich mich in aller Armut! »Es leucht't wohl mitten in der Nacht.«

Zu erwähnen ist noch, dass man in diesem Hause nie zur Ruhe kam. Lärm war Tag und Nacht um uns. Es gab Leute, die den ganzen Tag nicht ein Mal schweigen konnten. Dem Schmutz von der Straße konnte man sich nicht entziehen. Nie war mir das Wort des 90. Psalms so lebendig und deutlich als zu jener Zeit an jenem Ort: »Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz...«

Die Entlassung

Der Freistundengang war ein Segen. Zwanzig kostbare Minuten, in denen man nicht angesprochen werden durfte: es war meine stille Zeit!

Dass man mich vorzeitig entlassen würde, hoffte ich. Die Bemühungen um meine Freilassung waren vielfältig. Die Gemeinde Brül sammelte Unterschriften und stellte immer wieder Anträge. Der Oberkirchenrat übergab einem Juristen die Sache. Eine Akte wird darüber gewiss Auskunft geben können. Mein Name stand auf der Fürbittenliste.

Nachdem ich Zweidrittel der Haftzeit verbüßt hatte, kam nicht mehr der so bekannte abschlägige Bescheid, vielmehr hieß es jetzt: »Die Sache wird bearbeitet.« Unmittelbar vor Weihnachten 1955 machte mir meine Mutter in ihrem Brief verschlüsselte Andeutungen. Ich wagte nicht, fest daran zu glauben. Vielmehr stellte ich mich wie alle anderen auf das dritte Weihnachten meiner Haft ein. Am 21. Dezember während der Spätschicht betrat eine Kommission unseren Fabrikraum. Das war nichts Außergewöhnliches. Sie blieb einen Augenblick an der Tür stehen, bevor sie durch den langgestreckten Raum ging, um sehr interessiert unsere Arbeitsgänge zu beobachten. Bevor sie an meinen Arbeitstisch kam, war ich bereits durch eine Büglerin, die unmit-

telbar an der Tür arbeitete und die Gespräche der Kommission verfolgt hatte, informiert. Sie ließ ihr Bügeleisen stehen, ergriff eine Hose und eilte an unseren Tisch. Während sie mir die Hose zuwarf, als sei etwas daran auszubessern, rief sie mir zu: »Gretchen, gehst heeme!« Sie war eine Hallenserin. Und sie hatte recht. Der Staatsanwalt war noch einmal mit zwei fremden VP-Angehörigen und unserer neuen Kommandoleiterin in der Fabrik erschienen, um mich gesehen zu haben. Ich vermute, dass unmittelbar vorher die letzte Unterschrift für meine Entlassung gegeben wurde.

Der kleine Staatsanwalt Kayer kam noch einmal an meinen Arbeitstisch zurück, als sich die Kommission bereits anschickte, den Raum zu verlassen. Er flüsterte mir fast ins Ohr: »Sie baten immer um eine Bibel. Vielleicht können Sie Weihnachten Ihre Bibel zuhause lesen.« Dabei verzog er keine Miene. Er war schließlich im Dienst. Doch es lag in dieser Geste viel Menschliches.

Während der Pause bestürmten mich die Frauen. Wir saßen alle dicht gedrängt zusammen, als sei nun der Abschied gekommen. Ich hatte für den Fall der Entlassung eine Menge Aufträge übernommen. Sechzig Anschriften hatte ich mir eingeprägt. Jede wollte etwas Besonderes. Da galt es, viele Angehörige persönlich aufzusuchen, Dinge zu klären, Missverständnisse aus dem Weg zu räumen.

Gegen 23.00 Uhr – nach Beendigung der Spätschicht – betrat ich noch einmal meine Zelle. Um 6.00 Uhr morgens rief mich eine Wachtmeisterin: »Strafgefängene Reuter. Sachen packen, aber schnell, schnell!« Meine Zellengenossinnen waren hellwach. Sie hatten es eilig, ihre Sachen gegen meine auszutauschen. Das war so üblich. Die schlechtesten Sachen wurden getauscht. Doch dass ich meinen Anzug drei Jahre getragen hatte und in den grauen Decken ohne Bezüge ebenfalls die ganze Zeit gelegen hatte, bedachte niemand. Es war ein bewegender Abschied. »Trödeln Sie nicht so, schnell, schnell!« ermahnte mich die Polizistin.

Wozu nur diese Eile? Einen langen Tag, genau zwölf Stunden brauchte ich für die Entlassungsformalitäten. Da wurde ich zu einem Häftlingsarzt geführt, der mich noch einmal untersuchte. Die Poststelle wurde aufgesucht. Schließlich landete ich in der Effektenkammer, um meine Sachen, die ich 1953 ausgezogen hatte, wieder in Empfang zu nehmen. Das ist ein besonderer Augenblick, wenn man die Häftlingskleidung abstreifen kann und die Holzschuhe gegen die eigenen Schuhe austauscht.

Zwischendurch sperrte man mich wieder stundenlang ein, als hätte man mich vergessen. Gegen 18.00 Uhr stand ich mit vier Männern und einer Frau im Entlassungszimmer und es kam die letzte Formalität: Wir bekamen Verpflegung für den nächsten Tag und Geld, das wir verdient hatten. Ich erhielt für drei Jahre 85,33 Mark ausgezahlt. Dazu muss ich sagen, dass ich gleich nach der Entlassung die Aufforderung bekam, umgehend Gerichts- und Haftkosten zu begleichen (Gerichtskosten: 309,97 Mark und Haftkosten: 238,50 Mark).

Bei den Haftkosten handelte es sich um die Tage, an denen ich nicht arbeiten konnte (Untersuchungshaft und die ersten Tage im Zuchthaus Bützow).

Zuletzt hatten wir alle eine Unterschrift zu leisten. Ich las: »Sie hat in ihrer religiösen Befangenheit nur unbewusst den Staat geschädigt.« Das kann doch nicht wahr sein? Dafür habe ich drei Jahre gesessen? Jetzt hielt uns jemand eine Rede, dass wir uns bemühen sollten, nicht wieder straffällig zu werden. Dann öffnete man uns das große Tor. Wir gingen über den Hof. Es dunkelte. Der Schlagbaum hob sich. Der junge Mensch, der ihn bediente, rief noch hinter uns her: »Kömmt ok nich so schnell wedder!« Der Weg in die Freiheit lag vor uns. Die Straßen waren glatt. Das Laufen in den Schuhen ungewohnt. Wir rutschten nur so den Berg hinunter. Wie oft hatten wir uns in Gedanken diesen Weg ausgemalt! An der Post trennten sich unsere Wege. Ich gab zwei Telegramme auf: an meine Eltern und an Pastor Melchert in Brüel. Für die Nacht suchte ich

bei Bekannten Unterschlupf, die mir mit großer Selbstverständlichkeit ein Bett bezogen, ich dem ich nicht schlafen konnte. Wie sollte ich auch!

Am nächsten Morgen standen meine Eltern in der Tür. Ein Taxi brachte uns heim. Es ist mir unvergesslich! Auf dem elterlichen Hof schloss mich mein Bruder in seine Arme, der letzte meiner fünf Geschwister. Er führte mich zu seiner Frau, die ich noch nicht kannte (1954 hatten sie geheiratet). Die Eltern waren auf ihren Altenteil gezogen, während der Bruder mit Familie die eigentliche Wohnung übernommen hatte.

Gegen Mittag erschien ganz kurz Pastor Trenkler. Nachmittags kam sogar Oberkirchenrat Maercker vorgefahren. Er brachte mir einen Brief des Landesbischofs Beste und 1000 Mark. Gleichzeitig erklärte er mir, dass mein Gehalt für die Zeit weitergelaufen sei. So konnte ich die Haftkosten sofort bezahlen (später entfielen sie, ein neues Gesetz machte sie überflüssig).

Ich weiß noch, dass ich zu Oberkirchenrat Maercker sagte: »Nun bin ich für mein Leben gezeichnet.« Er antwortete: »Nein, Sie sind mit dem Namen Jesu gezeichnet.« Des öfteren besuchte er mich überraschend und kümmerte sich in rührender Weise um mich, auch ebnete er mir den weiteren Weg, so dass ich nicht nach Brül zurück ging.

Und nun war Weihnachten. Meine Gedanken weilten bei den mir so vertrauten Menschen hinter verschlossenen Türen. Nach fast drei Jahren stand ich am Grab meiner Schwester. Die Christvesper feierte ich mit meiner Heimatgemeinde in Hohenkirchen in der schönen alten Kirche. Als die Orgel erklang und der Pastor für meine Heimkehr dankte, war es um meine Fassung geschehen. Nach der Vesper eilte ich auf die Orgelempore, um meinen alten Lehrer zu begrüßen. Die Tränen liefen ihm über die Wangen. Bewegend war das Wiedersehen mit den Dorfleuten, die alle draußen vor der Tür auf mich warteten. In den folgenden Tagen wurde ich mit Blumen und

Geschenken überschüttet, so viele liebe Briefe und Grüße erreichten mich. Aber es gab auch die andere Seite, man ging mir aus dem Weg, man hatte Scheu, mir zu begegnen (auch Pastoren). Es waren so unglaubliche Dinge über meine Verhaftung erzählt worden. Zur Mitarbeitertagung durfte ich nicht fahren, wohlweislich verbot es mir Oberkirchenrat Maercker. Ich gab ein Telegramm auf: »Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich. Eure Gretel Reuter«.

Oberkirchenrat Spangenberg bat mich gleich nach der Entlassung, einige wichtige Dinge für das Archiv aufzuschreiben. Ich war damals zu labil und unterließ es.

Dass ich es heute nach 35 Jahren (1988) dennoch tue, hat seine Gründe. Ich denke, dass diese Geschichte ein Stück Kirchengeschichte ist und nicht einfach in Vergessenheit geraten darf. Der Zeugen sind nur noch wenige. Die junge Generation unserer Kirche hat noch nie davon gehört. Dieser Bericht soll nichts beschönigen, aber auch keine Anklage sein. Ich weiß nur zu gut, dass gerade Notzeiten der Gemeinde zum Segen werden können.

Viele der Schwestern sind verwitwet, auch Frau Wegener. Ein halbes Jahr nach dem Tode ihres Mannes schrieb Erika Döhrer folgendes Gedicht, das ich gerne hier anfüge:

Heimgekommen

*Du bist vorangegangen –
mein Weg ist nicht mehr weit.
Du bist vorangegangen
in Gottes Ewigkeit.*

*Du bist nun heimgekommen,
daheim bei deinem Herrn.
Ich hab es angenommen,
du bist mir gar nicht fern.*

*Ob auch mein Herze weinet,
es gibt ein Wiederseh'n:
Dann werden wir vereinet
vor Gott im Lichte stehn.*



Anmerkungen Elfriede Wruk (Schriftleiterin)

Beim Zusammenstellen der verschiedenen Berichte wurden auch bei mir viele Erinnerungen lebendig. Es sind fast zwanzig Jahre seit der Wiedervereinigung vergangen. Sie ist ein Wunder Gottes!

Beim gewaltlosen Aufstand der »stillen Revolution« in der DDR standen die Christen an verantwortungsvoller Stelle. Das Gebet und die Andacht waren die Antriebskraft. Es gibt ein Geheimnis, an dem sich Christen untereinander erkennen: das Gebet. So fanden sich vor den Plenarsitzungen in der DDR politisch engagierte Christen zusammen, um für die Sitzungen zu beten.

Vier Jahrzehnte SED-Diktatur, in der die Kirche ausgeschaltet werden sollte und eine ganze Generation ohne Gott heranwuchs, konnten den christlichen Glauben nicht auslöschen.

Wir erinnern uns an die Fürbittgottesdienste vor der Wende. Viele Menschen strömten in die Kirchen. Nach dem Gottesdienst mit Orgelmusik, Lied, Informationen, Fürbitten, Verkündigung, Vaterunser und Segen folgte die Demonstration mit Kerzen. Die Kerze war das Zeichen für Gewaltlosigkeit, denn beide Hände hielten die Kerze und schützten die Flamme. Um Freiheit, um menschenwürdiges Leben ging es in dieser gewaltlosen Revolution. Ein unvorstellbarer Jubel brach aus, als die Berliner Mauer am 9. November 1989, das Zeichen des Eingesperrtseins, fiel.

Aus der Predigt unseres früheren württembergischen Landesbischofs Theo Sorg am Gedenktag der Wiedervereinigung der beiden getrennten deutschen Staaten am 3. Oktober 1990 in der Stiftskirche in Stuttgart möchte ich einige Sätze weitergeben. Landesbischof Sorg stellte zu Beginn seiner Predigt folgende Frage:

»Haben wir heute Grund zum Feiern? Wir haben zuerst einmal Grund zum Danken, tausendfachen Grund. Die Mauer quer durch Deutschland und mitten durch Europa ist gefallen. Mit dem Tag der Vereinigung der beiden gewaltsam getrennten deutschen Staaten hat ein neuer Abschnitt in der Geschichte unseres Volkes begonnen. Durch Jahre

hindurch haben unzählige Kirchengemeinden in Ost und West in ihren Friedensgebeten Gott um die Erhaltung des Friedens und um das Geschenk der Freiheit gebeten. Der Friede ist uns in Europa in den ganzen Jahrzehnten, auch während der dramatischen Monate 1989, erhalten geblieben. Darum muss neben dem »Verleih uns Frieden gnädiglich« jetzt das »Nun danket alle Gott« seinen gebührenden Platz haben.«

Bischof Sorg ermutigt zum »Vertrauen wagen und zum Festhalten am Gottvertrauen« – auch angesichts von Sorgen und Ängsten, die sich unter die Freude und Dankbarkeit der Wiedervereinigung mischen.

Und dann erwähnt er etwas in seiner Predigt, das auch in den verschiedenen Berichten der ehemaligen DDR-Pfarrfrauen hier im Heft deutlich wird, die Nöte der Menschen in der DDR: »Wir Bürger im westlichen Teil Deutschlands werden wohl nie ganz ermessen können, unter welchem Druck, bis ins Persönliche und Alltägliche hinein, die Menschen in unseren Partnergemeinden der bisherigen DDR gelebt haben. Nur in Umrisen können wir das Ausmaß an staatlicher Kontrolle, an ideologischer Indoktrination und persönlicher Unfreiheit erkennen, das dort zum Lebensalltag gehörte. Die Luft, die man täglich atmen musste, war von Misstrauen und Lüge durchsetzt.

Viele hatten in diesen Jahren ihre Zuflucht in der Kirche gefunden, bei den Friedensgebeten, die auch solchen ein Dach und eine Möglichkeit der Aussprache boten, die nicht mehr zur Kirche gehörten. Dort konnte man in einem Raum relativer Freiheit Gott begegnen und ihn erfahren als den, der persönlichen Mut und Zivilcourage schenkt und weltpolitische Konstellationen herbeiführen kann, die das Klima zwischen den Völkern weltweit verändern. Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat...«

In großem Vertrauen haben sich die DDR-Pfarrschwestern zu ihren Rüsten an verschiedenen Orten

getroffen. Ich nahm an mehreren dieser Tagungen teil und kam auch jedes Mal reich beschenkt heim. Eine Tagung des Pfarrfrauenbundes der DDR-Schwestern im Oktober 1987 möchte ich erwähnen. Die DDR-Schwestern hatten sich als Tagungs-ort das sehr schön auf einer Havel-Insel gelegene Diakonissen-Mutterhaus der Hoffbauer-Stiftung in Potsdam-Hermannswerder ausgesucht. Wir waren im Schwesternhaus liebevoll untergebracht. In den hohen Räumen des Mutterhauses kamen wir zum Essen und zu den Bibelarbeiten und Vorträgen zusammen. Bei strahlendem Sonnenschein erlebten wir unter sachkundiger Führung der Pfarrfrau Marga Bohm Potsdam mit seinen historischen Gebäuden, die renovierte Nikolaikirche, das berühmte Schloss »Sanssouci« vom »Alten Fritz«, den bekannten Cäcilienhof ... Mit der Stiftsgemeinde, den Mitarbeitern und Schwestern der Hoffbauer-Stiftung, den alten Heimbewohnern und den behinderten Jugendlichen, die hier betreut werden, feierten wir einen Gottesdienst.

Aber welche Erfahrungen und Schwierigkeiten aller Art vorausgingen, habe ich auch nicht vergessen, besonders auf der Fahrt nach Potsdam-Hermannswerder. Morgens um 7.00 Uhr begann meine Zugfahrt in Stuttgart. Als wir die Grenze passierten, erschien mir der Himmel grau in grau, auch die Landschaft, durch die wir in Richtung Berlin fuhren. Bei jedem Halt liefen Volkspolizisten mit Hunden herum und kontrollierten unter den Waggonen. Mit Bangen sah ich am Abend die Lichter von Potsdam in der Ferne verschwinden. Wie sollte ich von Ost-Berlin überhaupt noch nach Potsdam kommen? Vor dem Kontrollschalter reihte ich mich in die lange Schlange wartender Menschen ein. Als ich dem Beamten mein Formular vorlegte, meinte er hämisch und lautstark: »Frau Wruk, Sie haben nicht alles ausgefüllt.« Abseits ergänzte ich mit Herzklopfen das Fehlende und stellte mich wieder ganz hinten in die Menschenmenge. Kostbare Zeit war vergangen. Als ich die schikanöse Kontrolle bewältigt hatte, stand ich da mit meinem schweren Koffer und hatte keine Ahnung, wie ich nach Potsdam

zurückfahren sollte. In meinem Herzen betete ich um einen »Engel in Menschengestalt«. Ich fragte einige Leute, und erwischte jedes Mal Ausländer, die mir nicht helfen konnten. Plötzlich kam ein junges Mädchen auf mich zu, sie hatte mich wohl beobachtet und sagte frisch-fröhlich: »Ich fahre auch nach Potsdam, dort habe ich ein Obstbau-Projekt zu erforschen. An der Humboldt-Universität studiere ich...« Als sie meinen gewichtigen Koffer – gefüllt mit Bananen und anderen guten Dingen – ergriff, wehrte ich ab. Sie meinte: »Ich bin es durch mein Studium gewöhnt, schwere Kisten zu schleppen.« Und dann drückte sie mir eine Fahrkarte in die Hand. Im Zug erzählte sie mir ganz offen, dass ihr Vater Parteifunktionär sei und sie mit ihren Eltern einige weite Reisen machen konnte (z.B. nach Kuba), aber sie sehne sich nach Freiheit...

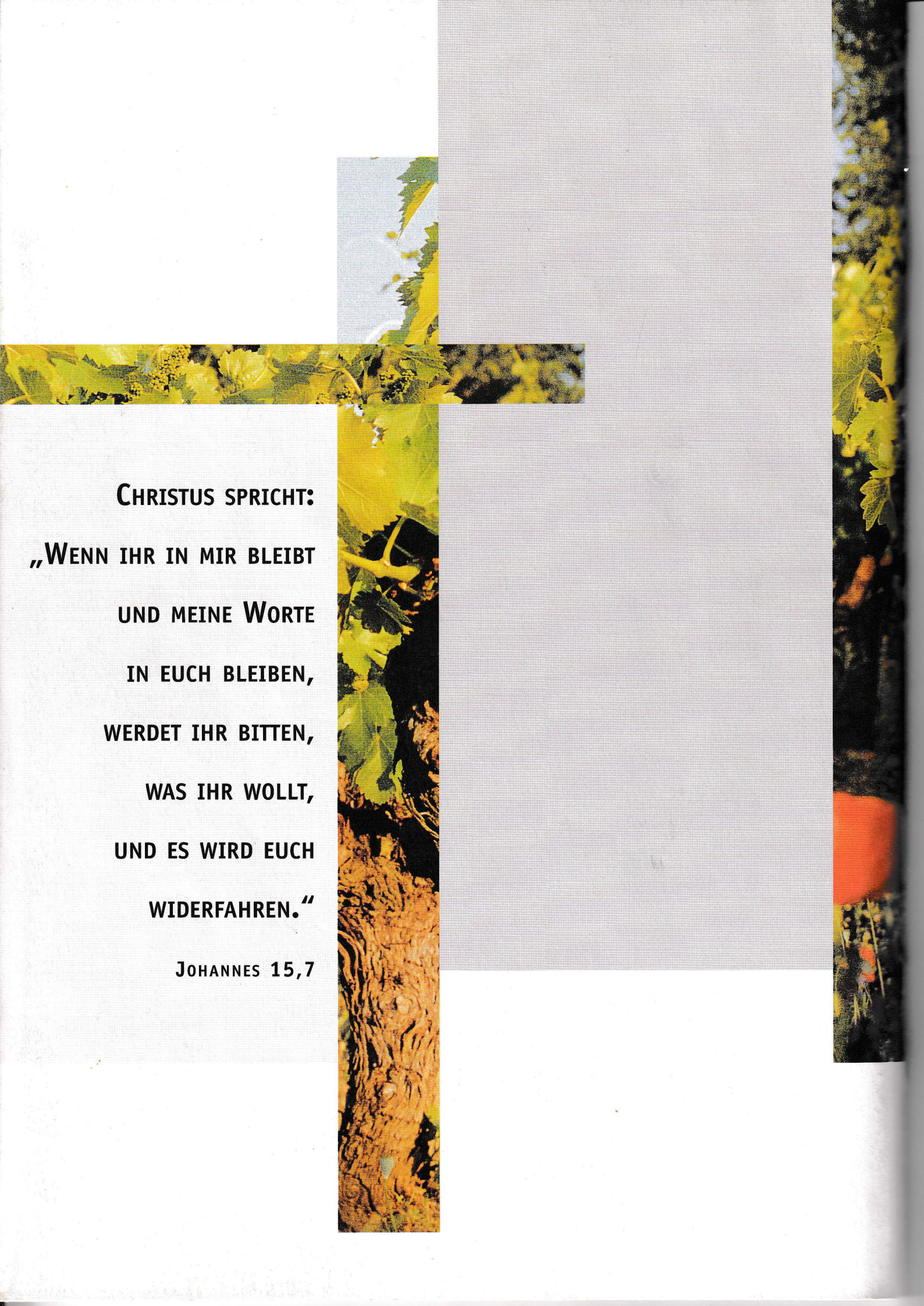
In Potsdam funktionierte kein Telefon. Ich konnte niemand im Mutterhaus in Hermannswerder anrufen. Allmählich ging es auf Mitternacht zu. Auch da fand meine Dagmar, mein Engel in Menschengestalt, Hilfe. Sie kannte sich in Potsdam aus und führte mich durch Straßen zu einem Taxifahrer, der Nachtschwestern zum Dienst brachte. Der Taxifahrer sagte zu mir auf der Fahrt zur Havel-Insel Hermannswerder: »Ich fahre erst zurück, wenn sich für Sie die Türe zum Gästehaus der Schwestern geöffnet hat.« Als eine Diakonisse auf mein Klingeln hin die Türe öffnete, fuhr der Taxifahrer fröhlich winkend weg. Meine Pfarrschwwestern umringten mich am Morgen. Ich erfuhr, dass sie besorgt waren, wie ich nachts hierher den Weg finden würde – und sie hätten für mich gebetet. (Bei jeder DDR-Reise in die Partnergemeinde in Thüringen oder zu den Tagungen des Pfarrfrauenbundes habe ich gedacht: Es ist leichter in ein fernes Land zu kommen, z.B. nach Brasilien, wo wir über zehn Jahre tätig waren, als in den anderen Teil Deutschlands).

Wir haben Grund zum Danken, tausendfachen Grund, dass Gott das Wunder der Wiedervereinigung geschenkt hat.

IMPRESSUM

Herausgeber: Pfarrfrauenbund e.V.
1. Vorsitzende: Ingeborg Fischer, Westendstraße 39, 77948 Friesenheim
Schriftleitung: Elfriede Wruk, Goethestraße 3, 72636 Frickenhausen
Geschäftsführerin: Linda Stieler, Gleiwitzer Straße 10, 63486 Bruchköbel
Druck: Grafische Werkstätte der BruderhausDiakonie, Reutlingen

Dezember 2008



**CHRISTUS SPRICHT:
„WENN IHR IN MIR BLEIBT
UND MEINE WORTE
IN EUCH BLEIBEN,
WERDET IHR BITTEN,
WAS IHR WOLLT,
UND ES WIRD EUCH
WIDERFAHREN.“**

JOHANNES 15,7